

Nachrichten

DER GIESSENER HOCHSCHUL- GESELLSCHAFT

Siebenter Band · Drittes Heft

I N H A L T

- Diedrich Behrens zum Gedächtnis · Von Alfred Götze
Arno Holz, sein Kreis und sein Werk · Von H. L. Stoltenberg
Blumhof und die Erforschung des Eisens · Von Herbert Dickmann
Quetzalcōuātl · Von August Freiherrn von Gall
Gießener Promotionen 4 · Von Georg Lehnert

1 9 3 0

VERLAG VON ALFRED TOPELMANN
IN GIESSEN

Nachrichten
der
Gießener Hochschulgesellschaft

Siebenter Band

1929/30

Verlag von Alfred Töpelmann in Gießen

Inhalt

Heft 1

	Seite
W. Behaghel: Aus unveröffentlichten Briefen Friedrich Wöhlers	3–9
G. Lehnert: Gießener Promotionen 2: Carl Baunjscheidt	10–13
A. Göhe: Das schwarze Brett	14–20
E. Kredel: Grabchriften von Gießener Universitätsangehörigen aus dem 17. und 18. Jahrhundert	21–56

Heft 2

H. L. Graef: Protokoll der Hauptversammlung vom 6. Juli 1929	3–11
Die Organe der Gießener Hochschulgesellschaft	12–14
S. Enriques: Ueber die Geschichte des wissenschaftlichen Denkens bei den Griechen	15–27
G. Lehnert: Gießener Promotionen 3: Philipp Graf zu Eulenburg und August Kunzemann	28–33
A. Freiherr von Gall: Weltende und seine Vorzeichen im Glauben der alten Azteken	34–45

Heft 3

A. Göhe: Diedrich Behrens zum Gedächtnis	3–7
H. L. Stoltenberg: Arno Holz, sein Kreis und sein Werk	8–19
H. Dickmann: Blumhof und die Erforschung des Eisens	20–25
A. Freiherr von Gall: Quetzalcōuātl	26–51
G. Lehnert: Gießener Promotionen 4: Friedrich Thudichum	52–59

Die „Nachrichten der Gießener Hochschulgesellschaft“ werden von dem Vorstand der Gesellschaft herausgegeben. Sie erscheinen unter der Leitung von Universitätsprofessor Dr. Alfred Göhe in Gießen, Ludwigstraße 45.

Diedrich Behrens zum Gedächtnis.

Der Gießener Romanist, geboren am 12. Januar 1859 zu Sophiengroden in Oldenburg, ist an seinem 70. Geburtstag durch eine Ansprache des Dekans der Fakultät, der er fast vierzig Jahre angehört hat, geehrt worden. Sie sei hier wiedergegeben, nachdem der Gelehrte am 19. Dezember 1929 von uns gegangen ist.

Alfred Götz.

Hochgeehrter Herr Geheimrat, lieber Herr Kollege!

Die philosophische Fakultät der Hessischen Landes-Universität begrüßt Sie an Ihrem siebenzigsten Geburtstag auf das wärmste und bringt Ihnen die herzlichsten Glückwünsche dar. Wir sind stolz und froh, Sie den Unsern nennen zu dürfen, den Unsern im vollen Sinn, der auch als Siebziger das Lehramt und die vielfältigen Pflichten, die es mit sich bringt, nicht von den Schultern geworfen hat, sondern, ein hohes Vorbild für uns Jüngere, mit ungebeugtem Sinn als rechter Flügelmann der Fakultät alle Pflichten der Lehre und Forschung freudig erfüllt. Sie haben sich bisher Ehrungen gern entzogen — heute bitten wir Sie, mit uns nach akademischem Brauch, ohne Phrase und Überschwang, die Ihnen mit Recht verhaßt sind, in feierlicher Stunde den Blick zurückzulenken auf den langen Arbeitstag, den Sie, ein unermüdlicher Ährenleser, auf dem Felde der Wissenschaft verbracht haben. Wir setzen damit das Werk fort, das Sie mit Ihrer Geschichte des neusprachlichen Unterrichts an unserer Universität in der Festschrift von 1907 begonnen haben. Für uns beginnt Ihr langer Arbeitstag mit jener Untersuchung über unorganische Lautvertretung im französischen Verbalstamm, mit der Sie 1882 im schönen Straßburg Doktor der Philosophie wurden. Diese Erstlingschrift hat noch lange danach ein kundiger Beurteiler eine der stärksten und dauernd wertvollsten Arbeiten zur französischen Konjugation genannt, die wir besitzen. Ihre Habilitation in Greifswald und Ihr Übergang als Extraordinarius nach Jena waren sodann begleitet von der Arbeit am französischen Lehnwort im Mittelenglischen, die bis heute auf jedem Arbeitstisch steht, auch auf dem des Germanisten,

denn ihr wesentlicher Inhalt ist in Hermann Pauls Grundriß der germanischen Philologie eingegangen und eine Zierde dieses grundlegenden Werks geworden und geblieben. Eine solche Arbeit war damals noch nicht geleistet worden, ganz wenige Nachfolger haben Ihr Vorbild erreicht und von dem heutigen Geschlecht der Forscher wäre kaum einer imstande, dem Fortwirken französischer Lauttendenzen und der Einwirkung englischer Lautgesetze mit gleicher Sachkunde gerecht zu werden. Wir Gießener aber haben einen besonderen Grund, gerade dieser Arbeit heute zu gedenken: ihr verdanken wir es, daß Sie der Unsere geworden sind. Als 1891 Birch-Hirschfeld nach Leipzig ging, da brauchte Gießen einen Vertreter nicht der romanischen Philologie, sondern der gesamten neueren Sprachen. Die Geburtsstadt des großen Begründers der romanischen Philologie, Friedrich Diez, dem auch Sie eine gewichtige Darstellung gewidmet haben, sorgte wohl schon seit dem Jahr 1608 für akademischen Unterricht in der französischen Sprache, aber unsere Lehrverfassung vereinigte bis an unsere Tage heran die Vertretung des Französischen und des Englischen in einer Hand. Wie Ihre beiden Vorgänger Lemcke und Birch-Hirschfeld haben auch Sie zunächst das Englische ohne jede Hilfe mitvertreten. Dazu aber waren schon in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts nur wenig Gelehrte imstand, und so danken wir es Ihrer früh bewährten Beidseitigkeit, daß Sie seit dem 1. April 1891 in Gießen wirken. Für den rückschauenden Blick sind es fast mythologische Ansprüche, die mit dieser Vielseitigkeit an Forschung und Lehre gestellt wurden. Sind doch schon innerhalb der romanischen Philologie sieben Sprachen mit ihren Mundarten und Literaturen zu bewältigen. Dazu kamen in der ersten Zeit Ihrer Gießener Lehrtätigkeit die englische Sprache und Literatur aller Zeiträume. Beiden Fächern mußte es zugute kommen, daß alsbald die Ablösung des Englischen gelang, und daß Ihnen zunächst vorübergehend in Holthausen und Weß, dann aber dauernd in Wilhelm Horn ein Anglist zur Seite trat. Damit aber hat in der Gießener Sprachwissenschaft jenes glückliche und glänzende Zeitalter angehoben, in dem Sie mit Otto Behaghel und Wilhelm Horn der weithin sichtbare Hort sprachgeschichtlicher Forschung und Lehre auf den drei nahe benachbarten Gebieten wurden. Jahrzehntelang hat Gießen allen drei Gebieten der neuphilologischen Forschung streng, gründlich und allseitig durchgebildete Gelehrte zugeführt, die mit ihrer guten sprachgeschichtlichen Schulung später vielfach auch hervorragende Litterarhistoriker geworden sind. So ist es bei Ihren namhaftesten Schülern, Küchler und Franz,

gegangen, während sich bei Kurt Glaser sprachliche und literarische Neigungen die Wage halten. Sprachgeschichtliche Schulung als Grundlage weitgreifender Forschung hat sich damit auf das glücklichste bewährt. Weit über den Kreis Ihrer unmittelbaren Schüler hinaus sind Sie der Lehrer schlechthin aller Romanisten geworden durch Ihre Altfranzösische Grammatik, die nach Eduard Schwans frühem Tod durch zwölf deutsche und drei französische Auflagen ganz und gar Ihr Werk geworden ist. Man nimmt ja nicht leicht von jemand so gern wie von Ihnen Belehrung an, und so lernen aus Ihrer Grammatik die Romanisten der ganzen Welt von Helsingfors bis San Franzisko ihr Altfranzösisch, sogar die Franzosen selber. Wir haben Franzosen hier zu Gast gehabt, die von allen deutschen Gelehrten nur einen mit Namen kannten: Diedrich Behrens. Mit der durchsichtigen, unanfechtbaren Lehre Ihres grammatischen Hauptwerks überbrücken Sie auf das glücklichste auch die innerdeutschen Gegensätze Ihrer Wissenschaft, die ja leider in unserer Gegenwart so zerklüftet ist, wie wir es im germanistischen Nachbarfach höchstens im Nibelungenkrieg erlebt haben. Sie sind in diesem Ringen wiederum der Flügelmann in der sprachgeschichtlichen Front, aber auch die eingeschworenen Anhänger der Kultur- und Wesenskunde haben ihr Altfranzösisch bei Ihnen gelernt — soweit sie es gelernt haben. Ein Teil der Kämpfe hat sich dabei auf Ihrem eigensten Boden abgespielt. Ihnen dankt es Gießen, daß eine der führenden Zeitschriften der romanistischen Wissenschaft durch all die Jahrzehnte Ihres Hierseins bei uns Heimat und Mittelpunkt gefunden hat. Unter Ihrer Leitung hat sich die frühere Zeitschrift für neufranzösische Sprache zur Zeitschrift für französische Sprache und Literatur erweitert, Sie haben sie seit 1885 auf gesunder Höhe gehalten und auf 51 Bände gebracht. Vor unseren Augen wird sie eben jetzt durch umfassende Register erschlossen: damit erst wird so recht sichtbar, wie stark Ihre Leistung auch auf diesem Feld ist. Den Boden zu sachlicher Aussprache zu schaffen und diese Aussprache durch überlegene Führung zu Sitte und Mäßigung zu bändigen, das ist die Kunst, die Sie vor den Augen der Welt in Ihrer Zeitschrift geübt haben. Zwei Sondergebiete haben Sie im Rahmen der Zeitschrift mit besonderer Vorliebe gepflegt: zunächst die Berichterstattung über die neu erscheinenden Werke, die in den meisten dieser Bände wesentlich auf Ihren Schultern geruht hat. Wahre Türme von Büchern haben Sie angezeigt, ohne sich dadurch die eigene Produktion bedrängen zu lassen, namentlich die auf jenem anderen Sondergebiet, dem der französischen Ethnologie und Wortforschung. Hier hat

fast jeder Band tiefdringende Einzeluntersuchungen aus Ihrer Feder gebracht, die nachmals in zwei Büchern den krönenden Abschluß gefunden haben: 1924 haben Sie das deutsche, 1927 das englische Wortgut im Französischen dargestellt und damit wieder, wie das eigene, so auch die beiden Nachbarnfelder auf das glücklichste bereichert. Diese beiden Bücher treten als Zusatzhefte zu Ihrer Reihe „Gießener Beiträge zur romanischen Philologie“, die mit bisher 21 Bänden den Namen Gießens und seines romanischen Seminars in die Welt hinausgetragen haben. Auch der schweren Zeit, die hinter uns liegt, sind die „Beiträge“ nicht erlegen, so große Aufopferung und Steuerkunst gerade sie vom Herausgeber forderten. Die „Beiträge“ enthalten neben den Arbeiten von fertigen Gelehrten wie Karl Karstien, Elisabeth Kredel und Walther Gottschalk auch Schülerarbeiten, aber nicht im Sinn der üblichen Dissertation, sondern Sie haben diese Bücher in monate- und nächtelanger Beratung mit den würdig befundenen Doktoranden geschmiedet und gefeilt zu kleinen und großen Kunstwerken, die jedes in seiner Art den Meister zeigen. Die meisten der von Ihnen beratenen Arbeiten sind zudem einem umfassenden Plan dienstbar gemacht: den galloromanischen Wortschatz auf Grund des Atlas linguistique unter Zuziehung der Patois-Wörterbücher sprachgeschichtlich aufzubereiten. Die Wörterbücher der romanischen Mundarten, zugleich die Grundlage Ihrer unentbehrlichen Patois-Bibliographie, sind wohl nirgends auf der Welt in gleicher Vollständigkeit beisammen, wie in Ihrem romanischen Seminar, dieser gesegneten und mit liebevollster Sorgfalt ausgebauten Forschungsstätte, die in ihrer Art nicht leicht ihresgleichen hat und in der sich besser arbeiten läßt, als in den romanischen Seminaren mancher großen Universität. Ganz gewiß ist die lückenlose Sammlung des hierher gehörigen Schrifttums nirgends sonst mit der gleichen Hingabe und geistigen Kraft benutzt worden, wie in dem bescheidenen Haus auf der Ludwigstraße. Von der „Wilden Rose“ bis zum „Sarg“ reiht sich eine Musterarbeit an die andere, jeder ist Ihr Name aufgeprägt mit Lettern, die der Kundige zu würdigen versteht. Es muß ein Vergnügen sein, als Doktorand von Ihnen beraten zu werden. Das schließt nicht aus, daß es Zeiten gegeben hat, in denen Ihre Studenten Ihnen gedient haben in Furcht und Zittern. Männer, die nun längst in Amt und Würden stehen, wissen von den stürmischen Prüfungen längst vergangener Jahre zu erzählen und fragen sich heute noch mit zweifelnder Bangigkeit, ob die besten ihrer nunmehrigen Schüler einer solchen Prüfung gewachsen sein mögen. Nachdem dieser Ruf einmal gesichert war,

konnte getrost der weiche Kern unter der harten Schale sichtbar werden, der duldsame Förderer persönlicher Interessen, der es mehr liebt, anzuregen und mitzuarbeiten, als zu beaufsichtigen, der Freund jeder redlichen, phrasenlosen Tüchtigkeit, der herzliche und humorvolle Plauderer, der sich im kleinen Kreis gern auch zwanglos gibt und, wo er Vertrauen gefaßt hat, mit freigebigter Freundschaft zu lohnen weiß. So kennen und so verehren auch wir Kollegen Sie und darum feiern wir Sie heute so besonders gern: nicht, weil Sie siebenzig Jahre alt geworden sind, sondern weil Sie siebenzig Jahre jung geblieben sind, nicht weil wir Ährenleser auf dem gleichen Felde sind, sondern weil Sie so wesentlich mehr sind als nur Ährenleser.

Arno Holz, sein Kreis und sein Werk.

Erinnerungen, Gedanken und Wünsche.

Von H. L. Stoltenberg (Gießen).

1.

Zur Zeit des Krieges befand sich um Werner Sombart in Berlin ein Kreis, der in den Winterhalbjahren an den „Fasan-Abenden“ regelmäßig zusammenkam und über die Grundfragen von Wissenschaft und Kunst Erörterungen pflog. Werner Sombart vertrat dabei mit Eifer und Nachdruck die Anschauung von der wesentlichen Geschiedenheit der Idee vom Begriff, des Geistes von der Seele und damit auch des Menschen vom Tier, und fand darin die lebhafteste Unterstützung Max Schelers. In manchem Gegensatz zu ihnen standen der mehr auf den Gedanken der Entwicklung eingestellte Gesamtgeschichtsforscher Kurt Brensig und der mehr naturwissenschaftlich eingestellte „Maschinen-theoretiker“ des Lebens Julius Schulz, der im übrigen mit Sombart besonders befreundet war.

Aber nicht nur diese und andere Grundfragen von Wissenschaft und Kunst kamen zur Verhandlung, sondern auch manche Einzelheiten, wie unter dem Einfluß von Rittelmeyer die Gedankenübertragung oder unter dem von Müller-Freienfels die Lebenspsychologie, und so konnte auch ich, der Werner Sombart im Spätsommer 1915 bei Ferdinand Tönnies in Eutin kennengelernt hatte und von ihm aufgefordert war, an den Abenden teilzunehmen, von meinen Arbeiten erzählen, insbesondere von denen über die deutsche Sprache, ihre wissenschaftliche und künstliche Ausgestaltung. Julius Schulz, nicht nur scharfer Denker, sondern auch Dichter und als solcher mit Arno Holz bekannt, meinte, daß diesen, von dem ich bis dahin nur wenig gehört hatte, meine Pläne sicher anziehen würden, und gab mir eine Empfehlung an ihn.

So kam ich zu Arno Holz und besuchte ihn seit dem Winter 1915/16 verschiedentlich in seinem zwar armselig ausgestatteten, aber wenigstens

durch ein hohes und breites Fenster mit einem weiten Blick über die Dächer Berlins freundlich erhellten Dachzimmer, wo ich übrigens einmal auch mit dem stillen Richard Dehmel zusammentraf.

Die eingehenden Unterhaltungen mit dem noch immer sehr jugendlich lebhaften Arno Holz drehten sich natürlich vor allem um die Sprache. Ich führte als der, der sein Recht nachweisen mußte, sich überhaupt an ihn zu wenden, zunächst das Wort und legte ihm dar, wie ich mir die Entwicklung der Formen unserer Dichtkunst dachte, über die ich gerade eine größere Arbeit, „Die Bindung der deutschen Rede“, abgeschlossen hatte¹. Würde man nicht die übliche Zweiteilung in betonte und nicht betonte Silben zugrunde legen, sondern eine Dreiteilung in starkbetonte, schwachbetonte und unbetonte Silben, was fast restlos möglich sei, dann könne man nicht nur den griechisch-lateinischen Oden genau entsprechende und doch unbedingt deutsche Gedichte strengster Form, sondern vor allem auch viel feiner als bisher gestaltete freie Rhythmen bilden. Nur für den zweiten Weg konnte Holz Verständnis aufbringen, aber auch der schien ihm noch nicht ganz der richtige. Gegen den Vergleich seiner eigenen Gedichte mit den freien Rhythmen hatte er sich ja schon in seiner mir damals noch unbekanntem „Revolution der Lyrik“ von 1899 heftig gewehrt. Was er selber eigentlich wollte, zeigte er mir schließlich durch einen die sehr verwickelte Satzgliederung meisterhaft zum Ausdruck bringenden Vortrag von einigen Phantasus-Gedichten, die er gerade aus den beiden Hefen der ersten Ausgabe von 1898/99 in die weit größere (1916 erschienene) Inselausgabe umschuf. Zwar lernte ich so den Unterschied dieser Phantasusform von der der freien Rhythmen unmittelbar fühlen, ohne doch schon eine richtige Vorstellung von ihm zu gewinnen. Bei dieser Gelegenheit sah ich auch, wie Holz die mit sauberer Hand auf ganz schmalen Papierstreifen geschriebenen Zeilen seiner Gedichte sorgfältig mit den Mitten untereinander klebte, um so dem Drucker für seine Mittelachsen-Lyrik brauchbare Vorlagen zu geben. Mit der Forderung nach stärkerer Beachtung des Unterschieds von schwachbetonten und unbetonten Silben verband ich dann noch die mit ihr aufs engste zusammenhängende und von mir damals in einer besonderen Arbeit² ausführlich begründete Forderung nach stärkerer Verwendung von Schwebreimen, sei es von halben oder doppelten Flachfallreimen, z. B. in K o b o l d und R h e i n g o l d oder

¹ Sie erschien dann 1916 bei Karl Curtius in Berlin.

² Schwebreime. Zeitschr. für Ästhetik 11 (1916).

in Scheinmacht und Eintracht, sei es von halben oder doppelten Falltanzen, z. B. in a c h t g e b e n und h o c h h e b e n oder in h a u s h a l t e n und a u s s c h a l t e n. Aber nicht nur über Gedichtformen und Reime tauschten wir Gedanken aus, sondern vor allem auch über die Bildung neuer Worte. Ich machte Holz auf die vielen sprachlichen Möglichkeiten aufmerksam und trat dabei zur Behebung der Benennungsschwierigkeiten besonders in den fortschreitenden Wissenschaften für eine starke, nach allgemeinen Regeln vorgehende Bereicherung unserer Sprache ein. Ihm dagegen kam es mehr auf die möglichst vollkommene Lösung von Einzelaufgaben im jeweiligen Zusammenhang der Dichtung an, und er sagte mir deutlich die großen Schwierigkeiten voraus, die man mir bei meinem Vorhaben bereiten würde: „Mönchlein, Mönchlein, du gehst einen schweren Gang!“

2.

Nachdem einige Zeit verstrichen war, in der ich gerade auch sprachlich weitergearbeitet habe³, mit Holz aber weniger zusammengekommen bin, wollte es der Zufall, daß ich im Dezember 1919 einen der fünf Holz-Stolzenberg-Abende in der Berliner Sezession besuchte. Ich hörte Augusta Hartmann von Georg Stolzenberg vertonte und begleitete Lieder singen, die mir vor allem durch die ungewöhnliche Farbigkeit des Vortrags tiefen Eindruck machten. Damals besonders stark mit den Beziehungen zwischen Farbe und Ton beschäftigt (ich hatte kurz vorher eine Arbeit über „Keine Farbkunst in Raum und Zeit und ihr Verhältnis zur Tonkunst“ abgeschlossen), suchte und fand ich die persönliche Bekanntschaft mit Augusta Hartmann und kam so nicht nur erneut mit Holz, sondern auch mit seinem engsten Kreis in Berührung.

Die innigste Verbindung zu Holz hatte in diesem Kreis ohne Zweifel Robert Reß. Im einzelnen mit dem Phantasmus-Heft „Farben“ von 1899 sein Schüler und mit dem Buch „Arno Holz und seine künstlerische, weltkulturelle Bedeutung. Ein Mahn- und Weckruf an das deutsche Volk“ von 1915 sein begeisterter Werber, war er im ganzen mit seinen eigenen Worten, „durch ein Vierteljahrhundert sein ständiger, von ihm selbst erzogener Helfer“, vor allem am Phantasmus. Daß dieser

³ Damals erschienen eine Auseinandersetzung mit Andreas Heusler: „Deutscher und antiker Vers“, in der Zeitschr. für Ästh. 12 (1917), sowie zwei Aufsätze „Neue Wortbildung“, Zeitschr. für angew. Psych. 15 (1919) und „Neue Wörter“, Die junge Kunst 1 (1919).

so durch eine wie immer gestaltete Zusammenarbeit entstanden ist, scheint mir im übrigen für seine außergewöhnliche Übersteigerung des Hergebrachten eine gewisse gruppwissenschaftliche Erklärung abzugeben. Robert Refß hat nun aber im Kreis um Holz noch eine andere Bedeutung. Tonkünstlerlich sehr begabt und von Beruf Gesanglehrer, hat er selbständig, aber doch im Sinn von Holz die natürliche Sprache auch im Singen zur volleren Wirkung zu bringen versucht, indem er mehr als gewöhnlich auf Sprechlaut und Stimmfarbe achtete. Endlich war er es, der den ganzen Kreis gesammelt hat, weshalb dieser Kreis denn auch (im Unterschied zu Holz selber) stark tonkünstlerlich eingestellt war.

Robert Refß hat einmal den jüngeren Max Wagner eingeführt, den er 1901 in der hohen Tatra kennengelernt hatte. Diesem ist es in seiner Kunstbegeisterung, auf Grund seiner reichen Erfahrung als Leiter eines städtischen Volksbildungsamts und mit seiner großen Hilfsbereitschaft immer wieder gelungen, durch Veranstaltung von Vorträgen und Konzerten auf Holz und seinen Kreis aufmerksam zu machen. Vor allem aber hat er sich durch eine vollständige Sammlung von Holz-Ausgaben und durch die Anlegung eines großen Archivs um die Geschichte des Dichters und der von ihm ausgehenden Bewegung verdient gemacht⁴.

Robert Refß hat ferner den älteren, bescheidenen und etwas unbeholfenen, aber künstlerisch hochbegabten und =gebildeten Georg Stolzenberg, den Tonkünstler der „Welt am Montag“, mit Holz bekannt gemacht. Stolzenberg vertrat als Tonkünstler, selbständig, aber doch im Sinne von Holz, für die Liedvertonung (wie Refß für das Singen) den Grundsatz der Überordnung des Textlichen über das Tonliche und wandte diesen Grundsatz auch bei seinen eigenen Werken⁵ an. Als Dichter folgte Stolzenberg den von Holz eingeführten Neuerungen, zunächst in den drei Phantasus-Heften „Neues Leben“ von 1898, 1899 und 1903, aber auch später in bisher unveröffentlichten Gedichten. Das aber hat ihn nicht gehindert, in seinen vielen Bearbeitungen von alten Texten auch die alten Formen zu pflegen.

Durch Robert Refß ist endlich auch 1903 Augusta Hartmann in den Kreis gekommen. Als seine vortragbegabteste Gesangschülerin

⁴ Ihm verdanke ich auch eine freundliche Durchsicht dieser Arbeit sowie Anregungen und Nachweise für sie.

⁵ Einige dieser Werke, darunter Vertonungen von Holz'schen Gedichten, sind in den beiden Heften „Neue Dichter in Tönen“ 1900 im Drei-Lilien-Verlag zu Berlin erschienen; die meisten harren noch der Herausgabe.

hat sie seit 1914 von Stolzenberg vertonte Gedichte Dehmels und Momberts, besonders aber solche von Holz und Stolzenberg, auf eine ganz eigenartige, auch Holz auf das höchste befriedigende Weise gesungen. Im übrigen nahm sie in dem Kreis eine Sonderstellung ein. Aus katholischer Umwelt stammend, stand sie einmal dem von Holz gerade nicht sehr geschätzten George-Kreis nahe, Rainer Maria Rilke, Melchior Lechter und vor allem Karl Wolfskehl. Diese seelische Herkunft gab ihr weiter einen besonderen Sinn für das Mittelalter und die Romantik, für Legenden und Sagen, für lebensnahe alte Volkslieder und anschauliche katholische Kirchengesänge. In diesem Sinn traf sie sich mit Georg Stolzenberg, der so für sie nicht nur neue Lieder von Holz vertonte, sondern unter ihrer menschlich warmen Anregung auch drei prächtige Folgen von textlich und tonlich meist stark bearbeiteten alten Volksliedern und Kirchengesängen schuf: „Das Leben Mariä“, „Christi Geburt, Leben, Auferstehung und Himmelfahrt“ und ein „Heiligenleben“. Trotz der schweren Zeiten vermochten sie beide — mit Hilfe Max Wagners und des auch hier tatkräftig eingreifenden Carl Sonnenschein — diese Liedfolgen mehrfach mit Erfolg öffentlich vorzutragen. Mit der katholischen Herkunft Augusta Hartmanns hing endlich wohl auch ihr Sinn für äußere Pracht zusammen, der es ihr gelingen ließ, zusammen mit einem Bruder und seinem Geschäftsfreund, zwei bekannten Berliner Altkunsthändlern, eine Flucht von reich ausgestatteten, im rechten Winkel um einen wohlgepflegten Dachgarten liegenden Zimmern in Besitz zu halten. In den im Grund ernst gestimmten Räumen, die Augusta Hartmann für sich bewohnte, verkehrten viele geistige Menschen: der damals schon leicht gelähmte Pater Moser, der Erfinder eines Klaviers mit neuartigem Widerhallboden, der wohlthätige, kluge Carl Sonnenschein und manchmal sein Kreis künstlerischer Jugend, der Mimus-Forscher Hermann Reich und der geistprühende „Tatdenker“ Willh. Schlüter, aber auch die bekümmerte Frau Karl Liebknechts, die spöttelnde Schriftstellerin Sophie Höchstetter und die schwerblütige Dichterin Hertha König. Vor allem aber waren diese stimmungsvollen Räume für den sonst in so bedrängten Verhältnissen lebenden Holz-Kreis von Bedeutung. Hier wurden viele neue Arbeiten Stolzenbergs gezeigt, besprochen und eingeübt, hier fanden die letzten Proben vor Konzerten statt, hier wurde so manches kleine Fest, Dezember 1926 auch (im Beisein Holzens und seiner zweiten Frau Anita) die Hochzeit Max Wagners mit der treu besorgten Freundin Augusta Hartmanns, mit Hanna Bofström, gefeiert. Hanna Bofström,

übrigens eine Nichte des kürzlich verstorbenen Gießener Professors Boström, war (wie Augusta Hartmann) Schülerin von Robert Reß und Sängerin von Holz-Stolzenberg-Liedern.

3.

Aus dem Leben dieses Kreises, an dem ich in besonders enger Beziehung zu Augusta Hartmann und Georg Stolzenberg teilgenommen hatte, schied ich Anfang 1924 mit meinem Fortgang von Berlin. In diesem Jahr und in dem folgenden erschien dann in zehn (auch einzeln käuflichen) Bänden „Das Werk“ von Arno Holz⁶. Es enthält Formen, die von denen der ersten Auflagen meist stark abweichen, erstens drei Gedichtbücher: das schon 1885 veröffentlichte „Buch der Zeit“, den besonders bekannten „Dafnis. Enriſches Porträt aus dem 17. Jahrhundert“ (1903), und das Spottgedicht „Blechschmiede“ (1902), zweitens drei Schauspiele: das Lustspiel „Sozialaristokraten“ (1896) und die beiden großartigen Trauerspiele des Künstlers in der „Sonnenfinsternis“ (1908) und des Gelehrten im „Ignorabimus“ (1913), drittens das große Weltgedicht „Phantasmus“, und viertens „Die neue Wortkunst. Eine Zusammenstellung ihrer ersten grundlegenden Dokumente“, unter ihnen „Die Kunst, ihr Wesen und ihre Gesetze“ (1891), die „Selbstanzeige“ des Phantasmus (1898) und die schon genannte „Revolution der Enrik“ (1899). Dies Werk in seiner letzten Fassung kennenzulernen, reizte mich natürlich sehr, besonders auch, um zu sehen, wie weit in dem nun auf drei große Bände angewachsenen Phantasmus eine Erfüllung dessen lag, was mir sprachformlich vorschwebte. Das Ergebnis meiner Untersuchung veröffentlichte ich noch Ende 1926 unter der Überschrift „Arno Holz und die deutsche Sprachkunst“⁷.

Zunächst wies ich auf die überraschende Fülle von neuen Worten hin. Zu ihnen gehören durch Ablaut gebildete Zeitworte wie knarschen und knurschen neben knirschen (1225); mit Zeitworten zusammengesetzte Zeitworte zur Bezeichnung der Gleichzeitigkeit zweier Vorgänge, wie zischbranden (395) und rollrasseleprasseln (415), von Hauptworten oder von Zeitworten gebildete Beiworte auf -ig zur Bezeichnung des Besitzens oder der Neigung, etwas zu tun, wie zukurzhosig (391) oder feuerverwahrig (71); sowie endlich

⁶ Im Verlag von J. H. W. Dieß Nachfolger zu Berlin.

⁷ Zeitschrift f. Ästhetik 20 (1926) 156—180.

eine große Anzahl von Zeitworten mit schwachbetonter Verhältnismortvorsilbe. Diese Zeitworte stehen meist in der Leidmittelform (Participium Perfecti Passivi) und haben dann oft ein Umstandswort oder auch den Trugteil (das Subjekt im Aktiv) als Vorsilbe, wie etwa in: tiefbreituntermauert (402), muscheltrompeten umschmetterdröhnt (95) und pomp hinterragt (71). An einzelnen Stellen stehen sie aber auch in der Tumittelform (Participium Präsens Activi) und haben dann das von dem Verhältnismort abhängende Hauptwort als Vorsilbe, wie in den Worten wasserspiegeleinfallend (788), fensterblech aufpolternd (241), himmelanklagend (1089) und kelchrandzustrebend (779). Diese Worte sind um so merkwürdiger, als sie Verhältnismorte enthalten, die sonst so gut wie gar nicht als schwachbetonte Vorsilben gebraucht werden. Ich kann sie mir nur so erklären, daß Holz zunächst Umstandsworte mit nachgestelltem, schwachbetontem Verhältnismort wie ‚himmelan‘ vor Zeitworte gestellt, dann aber auch ohne das Vorhandensein von solchen Umstandsworten ähnliche Zusammengesetze gewagt hat. Zu ‚himmelanklagend‘ kam so ‚wasserspiegeleinfallend‘, wie ja auch Friedrich Theodor Vischer in seinem „Faust. Der Tragödie dritter Teil“ (I, 5) schon „sinneneinheizend“ und „seideleinspritzlich“ gebildet hat. Mir waren diese Wort um so willkommener, als sie nach Lauten und Bedeutung mit Worten zusammenfallen, für die ich schon lange eingetreten bin⁸. Ich meine Zeitworte mit einem Verhältnismort als schwachbetonter Vorsilbe und mit dem von diesem Verhältnismort abhängenden Hauptwort als Wenzel (Akkusativobjekt). Den bisher mit den Verhältnismorten durch, um, über, unter und hinter gebildeten Wendungen wie ‚die Scheibe durchschießen‘ entsprächen dann mit anderen Verhältnismorten gebildete Formen wie ‚den Wasserspiegel einfallen‘ und ‚das Fensterblech aufpoltern‘. Obgleich diese wie andere meiner fortgesetzten Bemühungen um die deutsche Wortbildung⁹ auf die Neuerungen Holzens sehr wohl einen Einfluß ausgeübt haben können, groß ist dieser sicher nicht gewesen. Denn gerade Einzelheiten, auf die ich besonderen Wert legte, so die möglichst scharfe Unterschei-

⁸ „Neue Wörter“, Die junge Kunst 1 (1919) 4.

⁹ Es waren weiter erschienen: „Tumittelformen der Vergangenheit“: Lehrerfortbildung, September 1921; „Die einfachen Verbs- und Machzeitwörter“ ebenda Oktober 1921; „Zur Bezeichnung der Gegenseitigkeit“: Kölner Vierteljahrshefte für Soziologie 1 (1921) 3; „Grundriß der deutschen Wortweise“: Zur Werbe, Sammelschrift, herausgegeben von Werbewalt Weidenmüller, Berlin 1924.

dung von umlautlosen Werdworten (hängen, runden) und von umlautsamen Nachworten (hängen, ründen), sowie die möglichste Fortlassung des Umlauts in den Beiworten auf =ig, also die Bevorzugung von haubig, knotig, stangig, sind bei Holz, was ich auch hervorhob, zu wenig beachtet.

Ich machte zweitens für die Lautkunst auf das erfreuliche Vorhandensein einer großen Anzahl seltener Reime in neuartiger Verwendung aufmerksam, insbesondere auf die halben und doppelten Flachfallreime (duftschwül — taukühl; prachtblau — nachtlau)¹⁰, auf die halben und doppelten Falltanzeime (kopfpackend — schopfzackend; starrstorre — krummknorre), auf die doppelten Steigtanzeime (gaukelblank — schaukelchwank) und auf die Doppelfallreime (kummer schwere — schlummerleere). Auch hier scheint mir im übrigen ein Einfluß meiner Bestrebungen auf Holz, der ja eine Zeitlang ein sehr bestimmter Gegner des Reims gewesen ist, im Bereich des Möglichen zu liegen.

Drittens versuchte ich, inzwischen durch die wichtigen Arbeiten Siegfried Behns¹¹ weiter belehrt und von einer Dreiteilung zu einer Fünfteilung der Betonungen geführt¹², eine genauere Vorstellung von der früher nur dunkel gefühlten Eigenart der Phantasusform zu gewinnen. Ich fand sie in einer grundsätzlichen Zwischenstellung: in einem mittelschnellen Wortlauf zwischen dem schnelleren Satzteillauf der Prose und dem langsameren Silblauf der gewöhnlichen Gedichte. Was ich da meinte, kann ich an einem Beispiel erläutern. Der Wortlauf des Phantasussatzes:

Hier oben
von meinem Meilenstein
sehe ich
über alle Dächer

heißt im Satzteillauf der Prose: „Ich sehe von meinem Meilenstein hier oben über alle Dächer“, dagegen im Silblauf der alten Poesie:

¹⁰ Vergleiche meine Arbeit „Schwebfaller am Zeilende“: Lehrerfortbildung 1922.

¹¹ „Der deutsche Rhythmus und sein eigenes Gesetz“ 1912, und „Rhythmus und Ausdruck in deutscher Kunstsprache“ 1921.

¹² Vgl. vor allem meine Arbeit „Nebentonstärken“: Archiv f. d. Studium d. neueren Sprachen. Deutsches Sonderheft 1920, dann aber auch „Freie Rhythmen“: Lehrerfortbildung 1920 und „Sinnenkunst und Übersinnenkunst“: Zeitschrift für Ästhetik 16 (1921).

Don meinem Meilenstein hier oben
Seh ich über alle Dächer.

Diertens vertrat ich die Meinung, daß neben diesem neuen Wortlauf der überlieferte und auch von mir wesentlich behandelte Silblauf auch weiterhin seine Berechtigung habe, um so mehr, als er auf Grund einer Drei- und Fünfteilung der Betonungen noch sehr verfeinert werden könnte (171, 179)¹³.

4.

Don dieser Arbeit mit ihren Einschränkungen und ihrer nur zu kurzen Behandlung der eigentlichen Phantasusform war Holz enttäuscht. Er fühlte sich mißverstanden und hatte doch „eigentlich geglaubt“, von mir „das Gegenteil erwarten zu dürfen“. Leider habe ich nie mehr Gelegenheit gehabt, mit dem Dichter selber zusammenzukommen und über die Arbeit zu sprechen. Um so mehr freue ich mich, meine Ansichten wenigstens an einem durch die Mitarbeit am Phantasus angeregten Buch von Robert Reß nachprüfen zu können. Das Entstehen dieses 1926 unter dem Titel „Die Zahl als formendes Weltprinzip“ in Berlin erschienenen Buchs habe ich 1921/22 als Wohngast Reßens zum Teil miterlebt; ich habe ihn dabei in Unterhaltungen auf zwei ihm wichtig gewordene Bücher aufmerksam gemacht: auf Abels Schrift „Über den Gegensinn der Urworte“ und auf Wilhelm Wundts „Elemente der Völkerpsychologie“¹⁴.

Reß macht in diesem Buch einmal ganz allgemeine Feststellungen, und zwar über die Entwicklung von Unform über Gleichform zu Ungleichform. Die drei Stufen dieser Entwicklung findet er (107 ff.) nicht nur in den drei Stufen der Materie, der amorphen, kristallinen und organischen Materie, sondern auch in den drei Stufen der Rede, der prosaischen, metrischen und rhytmischen Rede. Über die Stichhaltigkeit dieses Vergleichs kann man verschiedener Meinung sein. Ist die Prose wirklich nur eine Unform im Sinne der amorphen Materie? Zumal, wenn ihr nach Reß selber (16) „ein lebendigst fortwährend wechselnder Rhythmus immanent ist, der sich mit dem Auszudrückenden um so vollkommener deckt, je intensiver es dem Sprechenden gelingt, sich seelisch auf dieses einzustellen“? Soviel steht fest, daß die Ungleichform der rhytmischen Phantasusrede auf

¹³ Dgl. jetzt vor allem meine Arbeit „Platens Oden und Festgesänge“: Schriften der Platengesellschaft, Sechstes Stück, Erlangen 1929.

¹⁴ Dgl. das Buch von Reß S. 149—155 u. S. 155—192.

späterer Entwicklungsstufe als die Gleichform der bisherigen metrischen Rede steht.

Über dieser zeitlich bestimmten Reihe sollte man die von mir besonders hervorgehobene sachlich bestimmte Reihe von Prose über Phantasusform zur alten Poesie nicht übersehen. Diese Reihe immer größerer Gewichtigkeit und entsprechend immer langsamerer Aussprache ist denn auch Robert Keß nicht entgangen. Nach ihm rückt (16 ff.) die Phantasusform durch eine aus der stärkeren Beachtung des gesprochenen Deutsch entstandene größere Mannigfaltigkeit im Lauflichen von der metrischen Form ab und der Prose zu, von der sie aber doch (28 ff.) durch die besondere Wiederholung und Anordnung des Inhaltlichen und damit auch des Lautlichen scharf geschieden bleibt. Ein einheitlicher Einteilgrund ist damit aber von Keß für diese Reihe nicht gegeben. Diese nach dem Grad der Gewichtigkeit und damit auch der Langsamkeit der Aussprache aufstellbare, dreistufige Reihe von Prose über Phantasusform zur alten Poesie ist nun aber noch um zwei Zwischenstufen zu vermehren: einmal steht zwischen Prose und Phantasusform die gehobene Prose (im Hyperion von Hölderlin, im Zarathustra von Nietzsche, in den Grashalmen von Walt Whitman), sodann zwischen Phantasusform und alter Poesie die Form der freien Rhythmen (bei Klopstock, Goethe, Heine), so daß wir genau so wie eine Drei- und Fünfsheit der Betonstärken auch eine Drei- und Fünfsheit der Redlaufstile haben. Die Richtigkeit der so geschaffenen Reihe ergibt sich auch daraus, daß die Phantasusform nicht nur mit den gleichformigen Gedichten der alten Poesie und mit der gewöhnlichen Prose in Verbindung gebracht ist, sondern vor allem auch mit den ihr in dieser Reihe noch nächststehenden Formen: mit der gehobenen Prose (von Holz selber in Herübernahme eines Abschnitts aus dem Trauerspiel ‚Ignorabimus‘ in ein Phantasusgedicht¹⁵ und mit den freien Rhythmen (vor allem von L. Benoist-Hanappier¹⁶).

Diese allgemeinen Feststellungen ergänzt Keß durch eine Anzahl besonderer Untersuchungen. Was er (17—21) zunächst über die größere Mannigfaltigkeit im Lauflichen, d. h. im Wechsel von betont und unbetont, im Wechsel von lang und kurz (und damit im Wechsel der Pausen), sowie im Wechsel von hoch und tief ausführt, ist sehr beachtenswert, war aber, wenigstens in bezug auf den Wechsel von betont und unbetont und den damit zusammenhängenden Wechsel von

¹⁵ Dgl. seinen eigenen Bericht darüber Band 10, S. 643 f.

¹⁶ Die Freien Rhythmen in der deutschen Lyrik (1905) S. 69.

lang und kurz auch von mir als notwendige Begleiterscheinung der größeren Schnelligkeit (der Phantasusform gegenüber der „metrischen“ Form) mitgemeint¹⁷. Was Refß (22 f.) über die „Wiederholung und Anordnung“ des Lautlichen schreibt, bleibt in bezug auf die Reime hinter meiner Darlegung zurück. Was Refß endlich über das Eigentümlichste, nämlich über den Zahlbau des Inhaltlichen, zu sagen hat, bietet allerdings eine wesentliche Ergänzung und auch wohl das, was Holz von mir erwartet hatte. Während ich mich darauf beschränkte, die bei Holz gefundene Unterscheidung von Dynamik im Nacheinander mehrerer Zeilen und von Statik im inneren Aufbau der einzelnen Zeilen zu übernehmen, und im übrigen den Wunsch nach genaueren seelwissenschaftlichen Untersuchungen aussprach, erfüllt Refß einen Teil dieses Wunsches.

Im Nacheinander mehrerer Zeilen und Zeilgruppen wie überhaupt mehrerer Begriffswerte herrschen nach ihm (13) die ungeraden Zahlen 1, 3, 5, 7, 9, und gewisse Vielfache von ihnen, also etwas „Asymmetrisches“, wobei man aber (was auch mir besonders wichtig zu sein scheint) die einzelnen Begriffswerte nicht nur zählen, sondern auch wägen muß, um die „Feingliederung“, das „Lehtinnerstgesetzmäßige“, zu erfassen (27 f.). Im innern Aufbau der einzelnen Zeilen dagegen (29—33) herrscht „ein symmetrisches und auf Silbenmessung beruhendes Bauprinzip“ (33).

All diese abstrakten Kennzeichnungen der Phantasusform erläutert Refß dann noch am Ende dieser Ausführungen (33—49) an zwei trefflichen Beispielen.

5.

Den Schluß dieser kleinen Arbeit mit Erinnerungen an Holz und mit Gedanken über ihn sollen drei Wünsche für ihn bilden.

Zum ersten möge es Refß, der seit mehr als dreißig Jahren (wie Holz selber sagt) der Arbeit am Phantasus „mit denkbar innerster Anteilnahme“ gefolgt ist, auch wirtschaftlich ermöglicht werden, seine Untersuchungen über ihn fortzuführen. Dabei scheinen mir folgende drei Einzelaufgaben vorzuliegen. Zunächst wäre die bloße Form der Gedichte zu durchforschen, was sowohl mit Rücksicht auf die Übergänge der gewöhnlichen Phantasusgedichte in „freie Rhythmen“ und in „gehobene Prose“ geschehen müßte, wie mit Rücksicht auf die ausgezeichneten Arbeiten von Siegfried Behn über den Einklang von Be-

¹⁷ „Arno Holz und die deutsche Sprachkunst“, S. 174.

tonung, Dauer und Sinnwert der Silben und über die Mehrstufigkeit des Redlaufs. Dann wäre der reine Ausdrucksgehalt solcher Formen genauer festzustellen, wie etwa ich das in bezug auf den Silblauf der alten Poesie (sowohl für die Folge der Füße in den einzelnen Zeilen wie für die Folge der Zeilen in den Strofen) getan habe und wie sich das ganz ähnlich auch für die andern Stufen des Redlaufs leisten ließe. Erst wenn so die bloße Form und ihr reiner Ausdrucksgehalt sicher festgestellt sind, wird es endlich möglich sein, die Deckung der Form und ihres Ausdrucksgehalts mit dem Inhalt der Rede, d. h. mit den dargestellten Gegenständen, genauer zu prüfen.

Zum zweiten möge es bald gelingen, die von Holz hinterlassene, wie ich höre völlig neu durchgeformte Schlußfassung des Phantasus der Öffentlichkeit vorzulegen, damit auch die Arbeit von Robert Reß am geeignetsten Stoff vorgenommen werden kann.

Zum dritten mögen schließlich diese beiden Unternehmungen mit noch möglichst vielen anderen dazu beitragen, das Werk dieses sprachgewaltigen Dichters mehr und mehr seinem Volk einzueignen.

Blumhof und die Erforschung des Eisens¹.

Von Herbert Dickmann in Düsseldorf.

Johann Georg Ludolph Blumhof ist am 25. September 1771 geboren. Seine Eltern hatten in der Gartengemeinde von Hannover einen Kotten, der den Bedarf der Familie in bescheidenem Maß befriedigen konnte, jedoch keine Reichtümer abwarf. Seit seinem sechsten Lebensjahr besuchte er die vom Küster geleitete Schule des Orts und erregte dabei die Aufmerksamkeit der Pfarrer Hoppenstedt und Süßerott, die ihn außer in den üblichen Schulfächern auch in Erdkunde, Geschichte und alten Sprachen unterrichteten. Ein in der Nähe seiner Eltern wohnender Hauptmann Baum führte ihn in die Mathematik ein. Mit Hilfe dieser Männer und durch seine nie versagende Willenskraft brachte es der junge Blumhof so weit, daß er 1792 die Universität Göttingen beziehen konnte. Hier fand er in Lichtenberg und Kästner wohlwollende Lehrer. Er studierte Mathematik, Physik, Chemie und Volkswirtschaft; dabei förderte er seine Kenntnisse im Lateinischen und Französischen. Die Bekanntschaft mit einem jungen Schweden namens Lüddecke vermittelte ihm die Kenntnis der Schwedischen Sprache. Nach Abschluß seiner Studien blieb er in Göttingen, um sich auf die akademische Laufbahn vorzubereiten. Seinen Unterhalt bestritt er dabei aus schriftstellerischer Arbeit, vor allem übersetzte er aus dem Schwedischen. Durch die Berührung mit Gelehrten dieses Landes wurde er auf die Berg- und Hüttenkunde hingewiesen, die ihn immer mehr in ihren Bann zog. Um sich ihr ganz widmen zu können, bewarb er sich um eine Gehilfenstelle auf einer hannöverischen Eisenhütte. Nach entsprechender Wartezeit kam er zur Roten Hütte bei Elbingerode am Unterharz. Er erhielt einen Wochenlohn von einem Taler und benutzte die Zeit, um

¹ Für gütige Unterstützung schulde ich den Herren Geheimrat Hermann Haupt und Dr. Georg Lehner in Gießen aufrichtigen Dank, desgleichen dem Hessischen Staatsarchiv zu Darmstadt für freundliche Überlassung von Akten.

sich in das Eisenhüttenwesen einzuarbeiten. Nach Jahresfrist gab er die Stelle wieder auf, weil die Besoldung auf die Länge selbst für seine bescheidenen Ansprüche nicht ausreichte. Zunächst ging er wieder nach Göttingen, um auf der Universitäts-Bibliothek zu arbeiten und einige Untersuchungen abzuschließen. 1801 kehrte er in sein Elternhaus zurück, stets mit wissenschaftlichen Arbeiten beschäftigt. Nachdem er kurze Zeit dem Freiherrn von Veltheim zu Destedt bei Braunschweig als Aufseher über sein beträchtliches Forst- und Bauwesen gedient hatte, lebte er zwei Jahre als Privatgelehrter in Braunschweig. Damals erhielt er von der Philosophischen Fakultät zu Helmstedt das Dokortodiplom. Die Werke der Braunschweiger Zeit bewirkten Blumhofs Berufung zum Administrator der Eisenwerke von Silbach und Bredelar im Herzogtum Westfalen. Zugleich empfahlen sie ihn dem Großherzog von Hessen, Ludwig I., der ihn zu Anfang 1809 als Hütten- und Hammerinspektor an die Ludwigshütte in Biedenkopf berief. 1811 folgte seine Ernennung zum Hofkammerrat. Die beiden nächsten Jahre wurden die sorgenvollsten seines Lebens. Sein Hang zu Schriftstellerei und gelehrter Arbeit fesselten ihn mehr als dem ihm übertragenen Amt zuträglich war, an den Schreibtisch. Einige Angestellte machten sich seine lässige Geschäftsführung zunutze und trieben Unterschleife mit Kohlen, die im Lauf der Jahre bedeutenden Umfang annahmen. Die Folge war eine fast neun Monate dauernde Untersuchung, während der Blumhof ab officio et salario suspendiert war. Sie fiel zu seinen Gunsten aus, sofern er von der wissentlichen Schuld und Teilnahme freigesprochen wurde, wirkte aber nachteilig auf seine Gesundheit und sein Gemütsleben. Die Ludwigshütte wurde verpachtet und Blumhof mit einem Ruhegehalt abgefunden. Er zog 1815 nach Eckelshausen, wo er mit rastlosem Fleiß eine Anzahl Werke zum Druck brachte. Vor allem veröffentlichte er damals den ersten Band seiner Enzyklopädie der Hüttenkunde.

Auf die Dauer mochte Blumhof seinen Ruhegehalt nicht annehmen, ohne entsprechende Arbeit zu leisten. So wandte er sich im Dezember 1816 an das Hessische Ministerium und bat um eine Professur in Gießen, um an der Landes-Universität über Technologie, Eisenhüttenkunde, Bergwesen und Kameralwissenschaft zu lesen. Dabei lag ihm auch die Erziehung seiner fünf Kinder am Herzen: er hatte sich 1805 mit Wilhelmine Ernestine von Mengershausen verheiratet und fand in Eckelshausen keine Möglichkeit, seine Kinder gut auszubilden, zumal sein schmaler Gehalt keinerlei Aufwand erlaubte. So erbat der Gelehrte in seinem Gesuch neben der Bestellung zum Professor auch die

Erhaltung seines Charakters als Hofkammerrat, der Pension als Hütteninspektor und eine Zulage von 500 Gulden. Gießen war damals noch weniger als heute der geeignete Boden für Verwirklichung solcher Pläne. Die mit so großen Hoffnungen ins Leben gerufene Ökonomische Fakultät hatte sich nicht halten können, die Zahl der Hörer mit naturwissenschaftlichen Neigungen war gering, über Mineralogie lasen schon drei Dozenten, darunter Ludwig August Emmerling, ein Schüler Abraham Werners und (wie Blumhof) bergmännischer Praktiker. Dazu fehlte Blumhof, wie aus einem Brief des Göttinger Kameralisten Johann Beckmann vom 18. Juli 1798 hervorgeht, die Beherrschung des Lateins, die damals für einen Professor als unentbehrlich galt. Auch sein Doktorgrad war nicht durch regelrechte Prüfung erworben. Da Blumhof außerdem sein Gesuch ausdrücklich eingereicht hatte, um eine Besserung seiner äußeren Lage zu erzielen, gerieth der Senat in ehrliche Verlegenheit, denn weder ihm noch dem Lande standen überschüssige Geldmittel zu Gebote. So dauerte es ein halbes Jahr, bis endlich das Gutachten vorlag. In der Meinung der einzelnen Professoren, von denen ein paar hier wiedergegeben werden, kommen diese Schwierigkeiten zu Wort. Der Kameralist Waltherr erklärt: „Das wissenschaftliche Fach, in welchem Herr Blumhof hier docieren will, ist viel zu speziell für eine Universität, und besonders für die unsrige. Auch wird Mineralogie schon seit vielen Jahren hier vorgetragen, von Herrn G. K. D. Müller, später auch von Herrn Emmerling und Herrn Professor Wilbrand. Und wie viele Zuhörer kommen? 6 bis 8 bis 10 bis 12. Aber noch mehr! Wie viele bezahlen? Vor zwei Jahren las ich über die Landwirthschaft. Der Zuhörer waren sechs. Ein einziger honorirte... Es bleibt ihm ja unbenommen, in Eckelshausen oder Biedenkopf selbst ein bergmännisches Privat-Institut zu etablieren und dabei sein Glück zu versuchen und seine Thätigkeit zu üben. Der Jurist Buchner schließt mit den Worten: „... umsomehr als Supplicant noch gar keine Probe der Brauchbarkeit als academischer Lehrer abgelegt hat, denn es kann ein Mann ein recht guter öffentlicher Bücherschreiber und gleichwohl ein schlechter öffentlicher Lehrer seyn“. Der Mediziner Nebel zeigt sich am freisten von Vorurteil: „Die Fächer, in welchen Herr Blumhof der Universität nützlich seyn kann, und welche er selbst genannt hat, sind wichtig, und (wenigstens größtentheils) in vielen Jahren bey uns nicht gelehrt worden. Ich kenne ihn nicht, als nur von der literarischen Seite, und von dieser verdient er Achtung. Sein Vortrag, wie mich ein Freund aus seiner Nach-

barschaft versichert hat, soll lebhaft und anziehend seyn. Ich würde also zu meinem Theil für die Ertheilung der *venia docendi* stimmen. Ueber seine Pension kommt mir keine Stimme zu. Jedoch glaube ich, daß ihm die Aussicht auf eine Erhöhung derselben, wenn er als Prof. extraord. der Universität wirklich genützt hat, eröffnet werden dürfte... Ich bemerke noch, daß Herr Blumhof doctor bullatus ist, und daß ihm daher das Doctorprädicat bey uns nicht zukommt.“

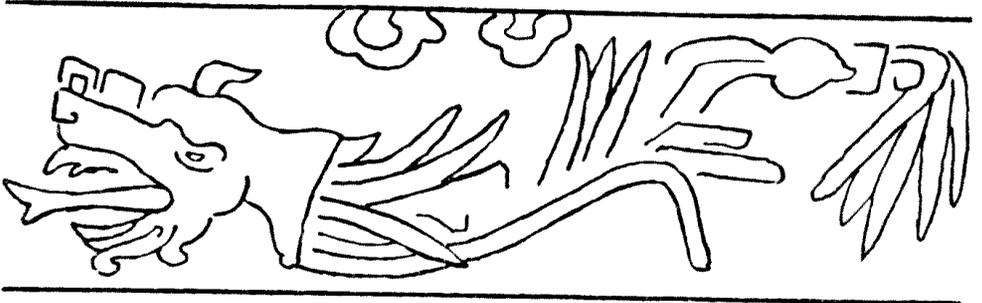
Trotz alledem — und das ist ein Zeichen für Blumhofs Tüchtigkeit und für das Ansehen, dessen er sich damals schon erfreute — trat die Universität für sein Gesuch ein, allerdings zunächst ohne eine Vergütung zu befürworten, da es (und auch das war gerechtfertigt) von seinem Erfolg abhängen müsse, ob seine Wünsche in dieser Hinsicht erfüllt werden könnten. Demgemäß sprach das Ministerium am 30. Juni 1817 die Berufung aus, ohne die erbetene Zulage zu gewähren. Darum konnte Blumhof die Professur nicht antreten. Im Oktober 1818 erneute er seine Bitte, ihm die Zulage von 500 Gulden dennoch zukommen zu lassen. In den nun folgenden Verhandlungen trat der Senat für eine Vergütung von 400 Gulden ein. Durch Krankheit seiner Frau und die hohen Umzugskosten aufgehalten, konnte Blumhof erst Mitte Juni 1819 nach Gießen übersiedeln. Seine Vorlesungen umfaßten Allgemeine Technologie mit Besuch der vornehmsten Werkstätten und Fabriken; Enzyklopädie der Bergwerkskunde; Geschichte der Künste und Handwerke; Ökonomisch-technologische Mineralogie; Allgemeine Hüttenkunde (seit 1821); Eisenhüttenkunde (seit 1821/22); Ökonomisch-technologische Warenkunde (seit 1822). Außerdem erbot sich Blumhof, Unterricht in der schwedischen und dänischen Sprache zu erteilen. Bei der Zusammensetzung der Studentenschaft konnte seine Hörerzahl nie groß sein. Er lebte zurückgezogen und veröffentlichte noch eine lange Reihe gediegener Arbeiten. Sein Gesuch, die außerordentliche Professur in eine ordentliche zu verwandeln, schlug die Regierung ab. Er starb an einer Lungenentzündung am 9. Mai 1825.

Überblickt man die äußeren Lebensumstände des seltenen Mannes, so sind sie nur Mühe und Arbeit gewesen. Neben ewigen Geldsorgen waren es zahlreiche Krankheiten in seiner Familie, die seine Gesundheit untergruben. Ein Brand vernichtete 1812 den größten Teil seiner wertvollen Bibliothek und die Handschrift zum ersten Band der Enzyklopädie der Eisenhüttenkunde. Daß er trotz dieser verzweifelten Umstände die lange Reihe seiner Schriften vollendet hat, muß als Zeichen einer ganz besonderen Tatkraft und Ausdauer gedeutet werden.

Blumhofs Arbeiten handeln über Landwirtschaft, Technologie und Eisenhüttenwesen. Wenn man sie in der Folge ihrer Entstehung mustert, so zeigen sie einen ausgesprochenen Werdegang. Anfangs herrscht die Landwirtschaft unbeding, aber schon seit Ende der neunziger Jahre behandelt Blumhof allgemein technologische, später auch eisenhüttenmännische Fragen. Mit den Übersetzungen, die Blumhof aus dem Französischen und vornehmlich aus den nordischen Sprachen angefertigt hat, verhält es sich ebenso. Besonders wertvoll sind seine Übersetzungen aus dem Schwedischen für seine Zeitgenossen gewesen, vermittelten sie ihnen doch fast allein die Kenntnis der Arbeiten von Garnej, Nordvall, Rinman, Svedenstierna und Broling, die bei dem hohen Stand des schwedischen Bergwesens besonders wertvoll waren. Neben diese Veröffentlichungen treten zwei Bücher, die bis heute als Nachschlagwerke dienen und dem Geschichtsfreund wertvolles Wissen über den Stand der Eisentechnik vor 1820 vermitteln. Die Vollständige systematische Literatur vom Eisen in mineralogischer, chemischer, technologischer, ökonomischer, kameralistischer und medizinischer Hinsicht (Braunschweig 1803) ist die erste Bibliographie des Fachs. Sie verzeichnet nicht nur Bücher, sondern in weitem Umfang auch die in Zeitschriften enthaltenen Aufsätze. Unbedingte Vollständigkeit erreicht sie nicht, als Einführung in das weitschichtige Schrifttum der Eisenhüttenkunde ist sie gleichwohl dauernd wertvoll. Noch höher steht der Versuch einer Enzyklopädie der Eisenhüttenkunde und der davon abhängenden Künste und Handwerke (Gießen 1817 bis 1821). Das Werk umfaßt vier Bände mit rund 2000 Seiten Text und behandelt in alphabetischer Folge der Stichwörter das gesamte Gebiet der Eisenerzeugung und -verarbeitung. Zeitgenossen haben die alphabetische Anordnung des Stoffs gerügt und betont, daß eine systematische Anordnung die Zusammenhänge zwischen den einzelnen Gebieten klarer hätte hervortreten lassen. Damit beginnt auf unserm Gebiet ein Kampf, der heute noch nicht entschieden ist. Jedenfalls hat Blumhof die alphabetische Anordnung so meisterhaft gehandhabt, daß er tatsächlich seinen Stoff voll ausgewertet hat. Besonderen Wert erhalten seine Artikel, die sich durch knappe und klare Fassung auszeichnen, durch die zahlreichen Nachweise von Quellen, in denen mehr über den Gegenstand zu finden ist. Diese Nachweise vor allem haben dem Werk seine Beliebtheit bis heute erhalten. Hat doch Blumhof in seinem großen Sammelfleiß alles zusammengetragen, was er irgend erreichen konnte: von Agricola und Biringuccio bis zu seinen Zeitgenossen Lam-

padius und Karsten. Dadurch, daß das Werk am Ende des Holzkohlenzeitalters steht, ist es als Fundgrube der gesamten Kenntnisse über diesen Abschnitt der Eisendarstellung zu betrachten. Als gründlicher Forscher und Lehrer hat aber Blumhof nicht nur das Alte beachtet, sondern auch den Neuerungen der Zeit seine Aufmerksamkeit zugewendet. So finden wir in seinem Werk nicht nur die Anfänge des Kokshochofens beschrieben, sondern auch eine genaue Darstellung des Puddelverfahrens und der dazu benötigten Öfen, und das in einer Zeit, da in ganz Deutschland noch kein Puddelofen in Betrieb war.

Blumhof verband, wie wenige Eisenhüttenleute der Zeit, großes gelehrtes Wissen mit hohem praktischem Können. Vielleicht liegt gerade hierin die Tragik seines Lebens: den Eisenhüttenleuten war er zu sehr Gelehrter, der Universität zu sehr Techniker. Von beiden Seiten wurde der beste Kern seiner Eigenart abgelehnt. Dafür sieht die Nachwelt in ihm den großen Bahnbrecher und ist ihm dankbar.



Sederschlange (Quetzalcōuātl) aus Tollan

Quezalcoūātl¹.

Von August Freiherrn von Gall (Gießen).

I.

Neben Uitzilopochtli, dem kriegerischen Nationalgott der Azteken, ist Quetzal-cōuātl auch dem religionsgeschichtlich interessierten Gebildeten unserer Tage eine der bekanntesten Figuren des mexikanischen Pantheons geworden. „Der weiße Heiland“ Gerhart Hauptmanns hat ihn auch in die deutsche Literatur eingeführt. So verhältnismäßig einfach aber die Gestalt Uitzilopochtli's zu deuten ist, so schwierig scheint mir das für Quetzal-cōuātl zu sein. Seine Gestalt, wie sie uns in den mexikanischen Überlieferungen entgegentritt, dünkt mich keine einheitliche zu sein. Die mannigfachsten Züge sind in ihr zusammengeslossen. Es gibt nicht einen Gott Quetzal-cōuātl, sondern viele. Allerdings scheint es, als ob schon in der Zeit des Heidentums aus den vielen Quetzal-cōuātl's im Volksglauben eine einheitliche Figur entstanden sei, so etwa wie in der griechischen religiösen Welt aus den vielen Apollos schließlich der eine Apollo wurde, wie wir ihn für gewöhnlich kennen. Gewiß hat, um es zur Einheit der Gestalten zu bringen, hier wie dort priesterliche und philosophische Tätigkeit mitgewirkt. Das ist aber undenkbar für Mexiko ohne die von den Tolteken geschaffene gemeinsame Kultur und ohne das von den Azteken geschaffene Reich. Dies alles und die Aufgabe dieses Aufsatzes bitte ich zu beachten, wenn man im Folgenden wohl häufiger etwas

¹ Ich widme diesen Aufsatz dem Andenken an den verewigten Eduard Selzer, dessen 80. Geburtstags wir am 5. Dezember 1929 in tiefer Dankbarkeit gedachten. Er hätte sich vielleicht auch über meinen Aufsatz etwas gefreut, vielleicht gerade, weil ich vielfach andere Wege als er gehe. Aber ich betrachte mich doch als seinen Schüler.

nicht findet, was man finden möchte. Der zweite Teil meines Aufsatzes, der in einem späteren Heft erscheinen soll, wird das Vermißte bieten. Ich darf vielleicht im Hinblick auf die Fortsetzung des Aufsatzes noch eines in aller Bescheidenheit sagen, ohne daß es mir verübelt wird: Vielleicht sehen unsere Amerikanisten noch viel zu sehr unter der Brille der astralen Betrachtung, wie sie vor einigen Jahrzehnten Mode war, die religiöse Welt des alten Mexiko an. Die religionsgeschichtliche Betrachtung kommt dabei entschieden zu kurz. Ich verkenne gar nicht, daß im alten Mexiko die astralmnthische Betrachtung eine große Rolle spielte, wovon der zweite Teil handeln wird, aber es spielten im religiösen Denken auch andere Faktoren mit.

Von dieser meiner persönlichen Anschauung will ich versuchen, Quetzal-cōuātl näherzukommen.

In dem Namen Quetzal-cōuātl stecken zwei Bestandteile. Klar ist der zweite — cōuātl, „Schlange“. Nicht so einfach scheint mir der erste Bestandteil quetzal zu sein. Nach Molina² müßte die grüne Farbe die Grundbedeutung der Wurzel sein; so ist quetzalli „pluma rica, larga y verde“, quetzalitzli „esmeralda“, quetzalchaltchiuitl „piedra preciosa de color azul, o verde“, und quetzal-tototl „paxaro de plumas verdes muy ricas y estimadas“. Aber nach dem ersten Teil des Vocabulario Molina's³ und den modernen Naua-Sprachen muß das allgemeine Wort für „grün“ xoxoc gewesen sein, jedenfalls kommt m. W. quetzal nicht für diese Farbe vor. Um die Bedeutung des Wortes quetzal zu erfassen, müssen wir ausgehen von dem quetzal-tototl, dem Quezal-Vogel, dem Pharomacrus mocinno⁴, von dem wir bei Brehm lesen, daß an Pracht ihn kein anderer Vogel der neuen Welt erreicht und kein anderer der alten Welt ihn übertrifft. Die vorherrschende Farbe des Gefieders dieses Vogels, der in der Terra Calliente zu Hause ist, ist ein glänzendes Smaragd-Goldgrün; vor allem fallen die wunderbaren, langen Schwanzfedern, deren beide mittlere an 80 Zentimeter lang werden können, ins Auge. Erst von der metallgrünen, prächtigen Farbe hat man in übertragender Bedeutung von Smaragd als quetzalitzli oder quetzal-chaltchiuitl gesprochen. Aber die eigentliche Bedeutung von quetzal(li) kann nie „grün“ sein, ist erst in abgeleiteter Bedeutung „pluma rica, larga

² Vocabulario en Lengua Mexicana y Castellana (Teil 2) Mexiko 1571.

³ Vocabulario en Lengua Castellana y Mexicana.

⁴ Mexikanische Abbildungen des Vogels s. Seler, Abh. IV, S. 562 ff.

y verde“ (Molina), „pluma rica, y grande“ (Càrochi), die „Schmuckfeder“, mit der man z. B. so gern sein Kind bezeichnete. Die Grundbedeutung ist vielmehr die der größeren Vogelfeder, der sog. Kielfeder⁵. Die Kielfeder, die dem Ganzen erst den Halt gibt, ist „das Aufgerichtete“. Wenn ich mir auch nicht die sprachliche Schwierigkeit verhehle, daß ein von einem Verbum *quetza* „aufrichten“ gebildetes *quetzali* (*quetzalli*), etwa gleich *erectus* von *erigere*, in Zusammensetzungen seine Endung *li* (*lli*) verlieren müßte⁶, der *Pharomacrus* also *quetza totol* heißen müßte; es sei denn, daß die Wurzel *quetza* mit einem *Saltillo*, also ursprünglich auf einen Konsonanten, in unserem Fall ein *l* geschlossen hätte. Daß aber höchstwahrscheinlich *quetzalli* die „Schwanzfeder“ ist, zeigt auch das zapotekische, aus dem Mexikanischen übernommene Lehnwort *queçaha*⁷ für die langen Schwanzfedern des Arara. Auch in den *Maña*-Sprachen heißt der *Pharomacrus* *K'u* bzw. *K'u'kum*, ein Wort, das wahrscheinlich eine ähnliche Etymologie hat wie das mexikanische *quetzalli*, denn *Kuk* heißt eigentlich „das Aufgesprießte“⁸. Bei dieser Bedeutung von *quetzalli* verstehen wir auch, wenn die zu den *Schaku*-Hühnern gehörige *Penelope superciliaris*, der Federfasan, als *quetzal-coxcoxtli* bzw. *coxitl* bezeichnet wird. Nicht wegen seiner charakteristischen, aber nicht großen Haubenfeder, sondern wegen seiner Schwanzfeder von etwa 27 cm Länge trägt er seinen Namen. Auch eine Papageienart heißt nach *Pater Sahagun* *quetzaluitzili*. Vielleicht trägt auch die Liebesgöttin *Xochi-quetzal*, die „Blumenschwanzfeder“, ihren Namen von einem Vogel. Mag auch *quetzal* gelegentlich für *quetzal-totol* vorkommen, die Grundbedeutung von *quetzal* ist die „Kielfeder“.

So ist also *quetzal-cōuātl*⁹ die „Schwanzfeder-Schlange“ oder meinetwegen die „Federschlange“, aber es ist ganz gleich, von welcher Farbe oder welchem Vogel die Schwanzfeder ist¹⁰. Von dieser „Feder-

⁵ *ihuitl* ist die Deckfeder.

⁶ Vgl. *chälchiu-calli* „Smaragd-Haus“ aus *chälchiuitl-calli*.

⁷ Darnach hätte also *quetzà* den *Saltillo*!

⁸ *Seler*, Abh. 10, S. 563.

⁹ In der *Maña*-Sprache *Kukulkan*, die sprachliche und sachliche Vorstellung stammt ganz aus Mexiko.

¹⁰ Wenn der *Codex Borgia* die Federschlange mit grünem Schwanz darstellt, so beweist das nur die Herkunft der Handschrift aus der *Terra Calliente*, wo der *Pharomacrus* zu Hause ist. Im übrigen wechseln die Bilderhandschriften in der Farbe der Schwanzfedern.

Schlange sind uns häufig Abbildungen erhalten¹¹. Auch als Säulen werden die Federschlangen verwendet, den Kopf von der Basis des Pfeilers sich nach vorn streckend und auf dem Boden ruhend, den Leib als Schaft der Säule und den Schwanz als Kapital. So in Chich'en Itzá auf Nukatan, aber auch in Tula und Teotihuacan im eigentlich mexikanischen Gebiet sind solche Schlangenspeiler ausgegraben worden.

Der Glaube an die „Federschlange“ steht auf einer Stufe mit dem religiösen Glauben an Schlangen überhaupt¹². So wissen wir von der Mix-cōuātl, der „Wolken Schlange“, der Iztac-mix-cōuātl, der „weißen Wolken Schlange“, der Xiuh-cōuātl, der „Türkisch Schlange“, d. i. dem Feuergott, der Naui-cōuātl, der „Vier= Schlange“, wohl auch einem Feuerdämon, aber auch einem Dämon des Pulque-Rauschtrankes, dessen Krug sie umwindet, der Maisgöttin Chicome-cōuātl, „Sieben= Schlange“, der Tlapal-cōuātl, der „roten Korallenschlange“, vielleicht dem Dämon des Blutes, der Tezca-cōuātl, der Spiegelschlange, vielleicht einem Regendämon, der „weiblichen Schlange“ Ciua-cōuātl, wohl einer chthonischen Dämonin, der Citlat-cōuātl, der „Sternenschlange“, der Itz-cōuātl, der „Obsidian= Schlange“ und andere mehr. Schlangen dienen den Göttergestalten als Schmuck. So hat die chthonische Göttin Cōuātl-i-cuē „ihr Hüfttuch“ (cueitl) aus Schlangen geknüpft¹³. Der Gürtel der Erdkröte besteht aus einer Schlange. Schlangen winden sich in den Haaren der Erdgöttinnen, wie denn auch auf dem berühmten Chimo-la genannten Standbild der Wassergöttin Chāchiutlicue zwei Schlangen zum Kopfsfuß gehören¹⁴. Das dämonische Wesen der Schlangen ließ sie auch als zauberkräftige Unholde erscheinen, sie waren für die Zapoteken schlechthin etwas Unheilvolles, und den mexikanischen Zauberern mußten sie helfen, den Dieb ausfindig zu machen. Vielleicht dienten auch die aufgefundenen Steinpeiler und Steinplatten mit ihren Schlangenbildern sowie die steinernen Schlangenköpfe einem Abwehrzauber so gut wie die auf dem Wurf Brett eingeschnitzte Schlange. Wie sehr den christlichen Missionaren der Zeit der Conquista die Schlange im Glauben der alten Azteken als etwas Teufliches erschien, zeigt die

¹¹ Siehe solche SeIer, Abh. I, 684, 686 ff., II 159, 137, 733.

¹² Siehe auch SeIer, Abh. IV, die Tierbilder der mexikanischen und der Maṇa-Handschriften, S. 679 ff., Schlangen.

¹³ Wenn auf ihrer Kolossalstatue an der Wundstelle ihres abgeschlagenen Kopfes zwei Schlangen hervorkommen, so ist das nach dem oben erwähnten Blutdämon Tlapal-cōuātl zu verstehen.

¹⁴ SeIer, Abh. II, 429 f.

eigenartige Übersetzung von Matthäus 10, 16, die Pater Sahagun gibt „siehe ich sende euch wie Schafe inmitten der Heulwölfe (coyotl) und Pumas (miztli), und jetzt seid sehr klug wie kluge Heulwölfe (inyuh mimati cōcoyo)“. Also klug wie die Schlangen durfte ein bekehrter Indio nicht sein!

Zur Gattung der allmächtigen, göttlichen Schlangen gehörte für den Glauben der alten Mexikaner auch die „Federschlange“ — Quetzalcōuātl. Der Glaube an die Existenz der Federschlange findet sich nicht nur in Mexiko und Zentral-Amerika, sondern bei vielen Indianerstämmen Nordamerikas. Die Federschlange der neuen Welt entspricht genau dem Drachen der alten Welt. Beide Wesen gehören zu den konstantesten Mythenbestandteilen der Völker, ohne daß wir eine Übernahme dieses Glaubens oder eine Wanderung desselben annehmen müßten. Übereinstimmende psychische Motive haben hier wie dort zu ähnlichen Wirkungen geführt¹⁵. Drache und Federschlange sind zusammengesetzt aus den beiden vorzüglichsten Seelentieren des primitiven Glaubens, aus Schlange und Vogel, nur daß dieser jener im Glauben der alten Welt die Flügel, im Glauben der neuen Welt die Schwanzfedern verliehen hat. Vielleicht ist die Schlange, aus der die Federschlange entstand, ursprünglich die Klapperschlange. An Stelle der Klappern traten die Schwanzfedern; auf den Schlangensäulen von Chich'en itzá wachsen die Federn aus den Klappern heraus. Aber gleich mächtig und stark war in der alten und neuen Welt der Glaube an diese dämonischen Wesen, die in der Natur wirkten. Wenn nach dem Glauben der den Cora-Indianern verwandten Huichol im Staate Jalisco die aus den verbrannten Feldern aufsteigenden Rauchwolken und mit ihnen identischen Regenwolken als über das Land fliegende Schlangen angesehen wurden¹⁶, so wird man sie eben auch als Federschlangen angesehen haben. Den Mexikanern so gut wie den Mana-völkern oder den Hopis in Arizona waren die Federschlangen die Dämonen des befruchtenden Wassers und der belebenden Vegetation¹⁷. So lesen wir in dem alten vorspanischen Aztekenlied¹⁸:

¹⁵ F. r. W u n d t, Völkerpsychologie II, 2, S. 288; II, 3, S. 173 ff.

¹⁶ S e l e r, Abh. III, S. 387.

¹⁷ S e l e r, Abh. II, 9; 1076. III, 712.

¹⁸ S e l e r, Abh. II, S. 1071 ff. Ich übersehe z. T. etwas anders als S e l e r. Chälchiuh-ātl, „Smaragdwasser“, ist Bezeichnung des Blutes. Die Federschlange heißt hier einfach quetzal, aber dem Sinn nach ist schon wegen des Gegensatzes zu xiuh-cōuātl der „Türkischschlange“, in der der Gott des Feuers erscheint, cōuātl, hinter quetzal zu ergänzen. Ueuetl „alt“ fasse ich als Parallelausdruck zur Türkischschlange. Diese, die seither Dürre gebracht hat, wird jetzt von der Regenspendenden Federschlange verdrängt.

„Mein Gott, in deinem Smaragdwasser
dort oben kommt der Regen herab,
macht zur Federschlange die Alte,

macht zur Federschlange die Türkischschlange, die mich verließ.“

Deshalb trägt auch Chälchiutlicue, die Göttin der Bäche und Quellen, in den Bilderhandschriften stets die Federschlange als Kopfpuß bzw. hat sie vor sich stehend oder schaut aus ihrem Rachen heraus¹⁹. Und bei den Mana-Stämmen der Tzeltal redet man von Cuchulchan als der „Federschlange, die ins Wasser geht“²⁰. Wenn dabei nach der christlichen Überlieferung der Gott in Gestalt eines Menschen und einer Schlange auftritt, als Mischgestalt, so hätten wir hier die auch aus der alten Welt bekannte Erscheinung der Vermenschlichung des Tieres, wohl ein Mittelwesen zwischen Totem und Menschenahnen. Aber vielleicht ist die christliche Überlieferung über die halb menschliche, halb tierische Gestalt so zu verstehen, daß aus dem Rachen der Schlange ein Menschengesicht hervorsieht, wie auch sonst im Mana-Gebiet Kukul-kan = Quetzal-cōuātl abgebildet wird²¹, ähnlich wie in Mexiko Uitzilopochtli aus dem Schnabel des Kolibri herauschaut. Aber im Grunde ist die Darstellung, daß die menschliche Figur aus dem Rachen oder Schnabel des Tieres blickt, nicht anders zu deuten, denn als Mittelwesen. Nur die Darstellung war in diesem Fall eine andere als in der alten Welt.

Nach dieser letzten Abschweifung kehren wir wieder zur Wassernatur der „Federschlange“ zurück. Selbst das große Meer, östlich von Veracruz, über das nach einer Überlieferung die ersten Ahnen einst kamen, war das Herrschaftsgebiet einer Federschlange. Denn nur diese kann mit dem merkwürdigen Gebilde auf dem ersten Bild der Michuakani-schen Handschrift des Lienzo de Jucutacato gemeint sein, das eher wie ein Blätterwerk aussieht²². Dies um so mehr, als die Überschrift lautet Chälchicueyeheān „Ort der Wassergöttin“. Vielleicht erklärt sich aus der Vorstellung des Ozeans als der Federschlange, wenn das Himmelsgewölbe als ein nach unten sich öffnender Schlangentrachen vorgestellt wird²³, die Schlange ist nach einer Darstellung auf einer Mana-Holzplatte die Federschlange²⁴.

¹⁹ Seler, Abh. II, S. 158, f. auch I, S. 846.

²⁰ Seler, Abh. I, S. 675.

²¹ Seler, Abh. I, S. 692 f.

²² Seler, Abh. III, S. 43 ff.

²³ Seler, Borgia II, S. 17.

²⁴ Seler, Abh. IV, S. 693.

Verwandt den Wolken- und Wasserdämonen, die als Federschlangen auftreten, ist auch der Dämon des Windes, Eecatl, wie denn oft naturgemäß Wolken und Wind in den Mythen verschmelzen. Schreibt doch schon Pater Sahagun²⁵: „... y decian que barria el camino á los dioses del aqua, y esto adivinaban, porque antes que comienzan las aguas, hay grandes vientos y polvos, y por esto decian que Quetzalcōuātl dios de los vientos, barria los caminos á los dioses de las lluvias, para que viniesen á llover.“ Hängt doch gerade der Wind mit den Wolken und dem kostbaren Naß in Mexiko aufs engste zusammen. Er bringt die für die Maisstaude kostbare, regenspendende Wolke vom Meer, er sorgt für den nächtlichen Tau, der die müden Pflanzen und Blumen erquickt. So verstehen wir, wie gerade auf dem Hochplateau, wo die Hauptstadt lag, am See der Salzlagnone von Tezcoco die „Wind-Federschlange“ Eecatl-Quetzalcōuātl oder, wie man sie auch kurzweg nannte, Quetzalcōuātl nach Pater Sahagun zum Pantheon der Mexikaner gehörte. So hatten es dem Pater, den Gott und sein Wesen schildernd, seine im Heidentum großgewordenen Schüler schon 1531, in dem Tezcoco benachbarten Tepeapulco und dann später in Tlaltelolco, der Schwesterstadt von Tenochtitlan-Mexico, diktiert²⁶:

„Quetzalcōuātl, das war der Wind, der Vorläufer, der Wegeseger der Regengötter, der Regenbringer, der Regengüsse. Und wenn der Wind stärker wird, nennt man es Staub, es donnert, es braust, es brüllt, es wird dunkel, es bläst, es pläzt, es wütet. Und in folgender Weise war er geschmückt: er trägt die spitze Jaguarfellmütze, im Gesicht ist er dick mit Ruß beschmiert, er hat die Windbemalung (im Gesicht), er hat die Akazienbemalung (im Gesicht), er trägt den dornig gekrümmten Ohrschmuck, er trägt das goldene Wasserschnecken-Halsband, den Quehlfederfasan trägt er auf dem Rücken (als Devise); er trägt das Jaguarfell-Schellenband, er trägt Rippen aus Zwirn, er trägt den Schild mit dem Windgeschmeide, er trägt die Windhacke und die Schaumsandale.“

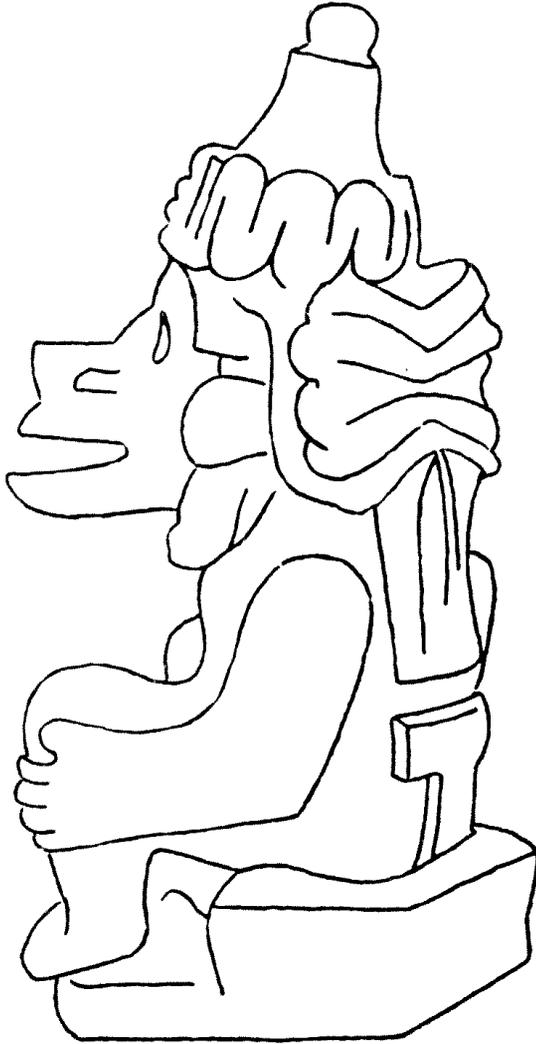
Und in dem Kapitel über „Tracht und Attribute der Gottheiten“²⁷, übersetzt nach dem Diktat eines anderen Schülers, schreibt er über Quetzalcōuātl's Puß folgendes:

²⁵ B u s t a m e n t e, I, S. 3.

²⁶ Einige Kapitel aus dem Geschichtswerk des Fray Bernardino de Sahagun. Aus dem Aztekischen übersetzt von E. d. S e l e r 1927, S. 3.

²⁷ Ebds. S. 35, 462 f.; s. auch S e l e r, Abh. II, S. 434 ff. Borgia, Abh. I, S. 87 f.

„Seine spitze Jaguarfellmütze hat er aufgesetzt, im Gesicht hat er schwarze Rußfarbe aufgelegt, sein ganzer Körper ist mit Windzeichnungen bedeckt, ist vielfach gewunden, dornig gekrümmt, golden ist sein Ohrpflock, er trägt ein goldenes Wasserchnecken-Halsband, den roten



Skizze der Steinfigur des Windgottes Quetzalcóatl
aus dem Berliner Museum für Völkerkunde.

Guacamanoflügel trägt er auf dem Rücken, das mit rotem Rande versehene (Tuch) hat er um die Hüften geschlungen, ein mit Schellen besetztes Jaguarfell hat er am Fuß befestigt, er trägt eine weiße Sandale, sein Schild trägt das spiralig gedrehte Windgeschmeide, seinen nach der einen Seite gekrümmten Stab hält er in der Hand.“

Und damit man den Text über den Puß des Gottes recht versteht, hat einer der indianischen Schüler Sa h a g u n s das Bild des Gottes daneben in Farben gemalt, und zwar in rein menschlicher Gestalt. An die Federschlange erinnert außer dem Namen nichts mehr als der Federschmuck, den den Gott auf dem Rücken oder im Nacken trägt; und der stammte nach beiden Ausführungen von verschiedenen Vögeln, nach der ersten vom quetzal-coxoliti, dem Federfasan, nach der zweiten vom alo, dem roten Arara. Rein menschlich hat man, soweit ich sehe, den Windgott Quetzalcōuātl stets abgebildet oder in Stein gehauen dargestellt wie in der Steinfigur des Berliner Völkermuseums²⁸. Es ist das ein Beweis dafür, wie sehr der Dämon zum Gott geworden ist. Charakteristisch bei der Berliner Figur, wie auch sonst sehr häufig in den Abbildungen des Windgottes, ist vor allem der in den Handschriften rot gemalte, nach Art eines Vogelschnabels oder Rüssels vorgestreckte Mund, der aber vielleicht weniger als Vogelschnabel zu deuten ist als wie die aufgeblasenen Backen des griechischen Aiolos. Bei Sa h a g u n fehlt der Schnabel völlig, aber andererseits entbehrt die Berliner Figur das ganze Drum und Dran, wie es Sa h a g u n und die Bilderhandschriften bieten — wenn es ihr nicht ursprünglich aufgemalt war und verloren gegangen ist — außer dem hakenförmigen Ohrgehänge, dem Federschmuck und der noch gleich zu besprechenden spitzen Mütze. Was uns Sa h a g u n in Bild und Wort für Quetzalcōuātl sonst an Puß und Schmuck angibt, ist für den Gott des Windes in der Hauptsache auch uns ohne weiteres verständlich: das „spiralig gedrehte Windgeschmeide“ (eca-ilacatz-cozcatl), die vielfach gewundenen Windzeichnungen, die Windhacke (eca-uictli) — uictli ist der mexikanische Spaten, der beim Hacken des Bodens den Staub aufwirbeln ließ —. Auch die „Rippen aus Zwirn“, wörtlich übersetzt „das Zwirn-Knochen-Leibchen“ (icpa-omi-cicuilli) kennzeichnen den leichten, luftigen Gott²⁹. Und wenn Quetzalcōuātl Schaumsandalen (pocol-cactli) trägt, so hat er das mit dem Regengott Tlaloc und der Wassergöttin Chalchiuhtlicue gemein³⁰. Wind und Regen gehören eng zusammen. Auf die Verwandtschaft des Windgottes mit der Wassergöttin weisen auch die Schellen aus Meeresschnecken hin.

²⁸ Die Abbildung in *Alt mexikanische Hymnen, Nachdichtungen* von Schottelius und Freund, 1928, S. 49.

²⁹ Seler, *Abh.* II, S. 438. Auch daß vielfach die Schambinde Quetzalcōuātl's rund abgebildet wird, entspricht dem sonstigen, das Eckige meidenden Schmuck.

³⁰ Seler, *ebd.* S. 444.

Was aber der Darstellung des Windgottes nie fehlt, ist der *copilli*, die spitze, kegelförmige Mütze. Diese aber ist ein zur Tracht der den *Mana* verwandten, nördlich von Veracruz wohnenden *Huarteken* gehöriger Bestandteil. Ebenso ist der eigenartige Ohrenschmuck und der Federschmuck im Nacken oder auf dem Rücken *huartekisch*. Damit ist aber noch nicht gesagt, daß der Gott selbst *huartekischen* Ursprungs ist. Warum sollte der Gott des Windes nicht auch bei den *Nauastämmen* des eigentlichen Mexiko zu Hause gewesen sein! Er war hier gerade so nötig wie in der *Huarteka*. Nur ein großer Teil seiner Attribute ist eben *huartekischen* Ursprungs. Die Übernahme dieser Attribute von einer Parallelfigur des *huartekischen* Pantheons von seiten der *Nauastämme* hat vielleicht stattgefunden zur Zeit, als *Axayacatl*, König von Mexiko (1464—1477 n. Chr.), die *Huarteka* eroberte.

Der Windnatur des Gottes entspricht auch der kreisrunde Bau seiner Tempel, wie er uns von den Mexikanern überliefert wird. Erhalten sind uns die Ruinen solcher Gebäude im Gebiet der *Totonaken* nördlich von Veracruz, auf der *Isla de Sacrificios* und in tadelloser Erhaltung und eigenartiger Gestalt im *Mana*-Gebiet von *Nukatan*, vor allem in *Chich'en Itzá*³¹. Die Spanier nennen hier ein solches Gebäude *Caracol* „Schnecke“. Es hat die Form eines runden Turms. In diesem ist in einem Gewölbe ein Zylinder eingebaut, durch den sich eine spiralförmig gewundene Treppe auf eine Terrasse zieht. Der Turm steht auf zwei sich ablösenden Terrassen von 6,40 und 4 m Höhe. Daß wir hier ein Heiligtum des Windgottes vor uns haben, wird wohl auch durch die Tatsache bewiesen, daß die „Wangen der Treppe, die zu der oberen Terrasse führen, von den Leibern zweier miteinander verschlungenen Schlangen gebildet sind, derart, daß der Kopf der einen, das Schwanzende der anderen auf dem Boden liegt“. Die Terrasse des Turms wird die *Cella* mit dem *Idol* des Gottes getragen haben. Ganz unwahrscheinlich — aus Gründen, die wir später sehen werden — ist mir aber, daß die *Pyramide* von *Cholullan* ein solches dem Windgott *Quetzalcōuātl* gehöriges Heiligtum getragen haben soll, mag auch *Pater Diego Duran*³² dies behaupten und das *Idol* in der Art schildern, wie *Sahagun* den Windgott in Wort und Bild uns

³¹ W. K r i e b e r g, Die *Totonaken* II, in *Bäppler-Archiv* IX, 1925, S. 9. 44. Seler, *Abh.* I, S. 717, *Abh.* V, S. 250 ff., wo sich auch Abbildungen finden.

³² *Historia de los Indios de Nueva España y istas de tierra firma* ed. José Fernando Ramírez I II. Mexico 1867—1880.

gibt. Aber Duran schöpfte schon aus zweiter Quelle, aus der Überlieferung der Generation, die mit Cortez ins Land gekommen war. Das alte Heiligtum, das einst auf der Pyramide gestanden hatte, war schon von Cortez, so weit es vom Brand bei der entsetzlichen Eroberung der Stadt verschont geblieben war, zu einer Kirche umgewandelt worden, und wenn nicht das alte Idol von den Spaniern zer schlagen worden ist, mag es vielleicht in den Fundamenten von „Nuestra Señora de los Remedios“ eingemauert sein. Gesehen aber hat Duran weder das Gözenbild noch seinen alten Tempel. Gewiß gab es auch in Cholullan so gut wie in anderen Städten Mexikos Heiligtümer des Windgottes, vielleicht nach der Art des von Chich'en Itzá, aber sie existieren nicht mehr.

Über den Kult des Windgottes wissen wir sozusagen nichts. Nur der Interpret des Codex Magliabecchiano XIII, 3 gibt an, daß man ihm Melonen, also runde Früchte, opferte. Daß ihm Lieder gesungen wurden, ist wohl selbstredend. Erwähnt wird es nur einmal von Sahagun³³ beim kleinen Totenfest, mit dem sie aber sicher nichts zu tun haben, denn es heißt da nur, daß die Leute am Ende des Festes auseinander gingen und in ihren Häusern die Götter besangen, Tetzcatlipoca, die Maisgöttin oder den Windgott oder die blaue Schlange.

In dem Kapitel über die Tepicteton³⁴, „die kleinen geformten“, d. h. die als Zwerge gedachten Berggötter wird auch ein nach Art des Windgottes (ecatl) gemalter Berggott Quetzalcōuātl geschildert und im Bilde gemalt dargestellt. Es muß der Gott eines bestimmten, bekannten Berges gewesen sein, so gut wie die neben ihm genannten Matlalcuēyê, „die mit dem blauen Hüfttuch bekleidete“ Wassergöttin, die Herrin des heute Cerro de la Malinche³⁵ genannten Berges ist und die schon öfters von uns genannte Chalchiuhtlicuê die Herrin eines bestimmten Berges sein muß, werden doch die beiden Vulkane Popocatepetl und Iztac-tepetl namentlich genannt. Bei Quetzalcōuātl aber, wie Seler tut, an die künstliche Pyramide von Cholullan zu denken, halte ich für ganz unmöglich, da eine Pyramide, mag sie noch so groß sein, kein Berg ist. Auch ist der Quetzalcōuātl von Cholullan nicht der Windgott. Immerhin ist die Tatsache bemerkenswert, daß es noch

³³ Sahagun-Seler, S. 159.

³⁴ Sahagun-Seler, S. 52 f. Seler, Abh. II, 506 ff.

³⁵ Sahagun-Seler 268 ff., W. Krickeberg, Märchen der Azteken usw. 1928, S. 41 ff.

andere Götter gab, die Quetzalcōuātl hießen, eine Tatsache, die wir weiterhin im Auge behalten müssen. Daß ein Berggott den Namen des Windgottes führte, ist verständlich. Jedenfalls ist der genannte Berggott nicht mit dem Windgott identisch, mit dem wir uns seither beschäftigten, ihm fehlt in der Abbildung vor allem der charakteristische copilli. Auch wurden dem Berggott Quetzalcōuātl kleine, der Mutterbrust entrissene Kinder geopfert.

In eine ganz andere Luft werden wir versetzt mit Quetzalcōuātl von Tollan. Es ist unmöglich, den ganzen Text, den uns Sahagun über ihn bietet³⁵, hier wiederzugeben. Es genügt eine kurze Inhaltsangabe mit gelegentlicher wörtlicher Wiedergabe.

„Das dritte Kapitel handelt von der Geschichte Quetzalcōuātl's, der ein großer Zauberer war: wie er König war, und was er tat, als er ging (nach Osten). Quetzalcōuātl hielt man gleichsam für einen Gott (iuhquinma teōtl), und wurde für einen Gott gehalten, als Gott angebetet, und zwar schon vor alter Zeit, in Tollan. Und wo sein Tempel sich befand, das war ein sehr hoher, ragender Bau, mit einer Treppe von vielen (Stufen), die nicht breit, sondern sehr schmal waren, so daß kaum ein Fuß darauf Platz finden konnte. Man sagte, daß er immer in Decken gehüllt, das Gesicht mit Decken verhüllt, dalag, und man sagt, daß er sehr häßlich war, sein Gesicht war ein großer Kloß, ohne menschliche Bildung, und sein Bart sehr lang und groß.“ Seine Untertanen waren die Tolteken, in jeder Kunst und Fertigkeit erfahren, denn Quetzalcōuātl war ihr Lehrmeister, „von ihm ging aus das gesamte Kunstwerk“. Seine Paläste waren das Edelsteinhaus, das Goldhaus, die Häuser aus roter und weißer Muschelschale, das Balkenhaus, das Türkishaus und das Quetzalhaus. Und Quetzalcōuātl „gab sich auch Kultübungen hin, er durchstach sich das Schienbein und bestrich mit dem Blut die Agavespitzen. Und da, wo er badete um Mitternacht, und wo er badete, sein Badeplatz, das war ein Ort, den man Türkiswasserplatz nennt. Ihm ahmten die Räucherpriester (die Hauptpriester) und die (anderen) Priester nach. Das Leben dieses Quetzalcōuātl, das nahmen die Priester als ihre Lebensweise an, das Gesetz von Tula, das allgemein in Mexiko befolgt wurde“.

Aber dann kam die Zeit, daß Quetzalcōuātl in Erfüllung seiner kultischen Pflichten lässig wurde, da kamen zu ihm, der inzwischen alt und schwächlich geworden war, drei Zauberer, Uitzilopochtli, Titlacauan und Tlacauepan, um ihm das Ende Tollans zu weisagen.

Titlacauan erklärt ihm vor allem, daß er nach Tlapallan, dem „Rotland“, wo die Sonne aufgeht, ziehen müsse, die Sonne hat ihn dort hin gerufen. „Ein Mann ist dort der Hüter, schon ein alter Mann, ihr werdet dort miteinander beraten, und wenn du zurückkommen wirst, wirst du wieder ein kleines Kind werden (oc-cepa ti-pil-tontli ti-mo-chioaz).“

Nach langem Zureden bequemt sich Quetzalcōuātl dazu, die vom Zauberer angebotene Medizin, die weiße Pulque (iztac oetli), die ihn gesund machen soll, zu trinken, mit den Folgen eines gewaltigen Rausches.

Nach mancherlei Plagen, die der Zauberer über Tollan verhängt, und deren Erzählung zweifellos den ursprünglichen Zusammenhang der Geschichte unterbricht, macht sich Quetzalcōuātl auf den Weg ins Ostland. Er verläßt seine so schwer heimgesuchte Stadt, vernichtet aber vorher alle Herrlichkeiten des Landes. Sein Weg führt über Quanh-titlan (zwischen den Bäumen), „wo ein sehr dicker und sehr langer Baum stand“, in den er Steine wirft, wie man noch heute sehen kann. In Tamaepalco kann man noch im Stein die Abdrücke seiner Hände und seines Hintern sehen. In Tepanoayan legt er einen Stein als Brücke über den Fluß. In Coapan, wo ihn Dämonen (tlatlaca-teculo) zur Umkehr nach Tollan zu bewegen suchen, verzichtet er auf die ganze totekische Kultur und wirft die Geschmeiden ins Wasser, das fortan Cozca-a-pan heißt. In Cochtocan zwingt ihn mit Gewalt ein Dämon, vom Pulque zu trinken, der ihn in einen schweren Rauschschlaf versetzt, woher der Ort seinen Namen hat. Zwischen den beiden Vulkanen Popoca-tēpetl und Iztac-tēpetl (sonst Iztac-ciuātl) sterben Quetzalcōuātl's Untertanen, „die Zwerge, die Buckligen, seine Hausklaven“, vor Kälte und Schnee. Aber er zieht weiter von Ort zu Ort, überall Erinnerungen hinterlassend und Zeichen wunderbarer Art. Er legt einen Ballspielplatz an, er schießt eine Teiba in eine andere, er errichtet ein Haus in der Erde, „an einer Stelle, die man Mictlan (Totenreich) nannte“. Und an einer anderen Stelle legte er einen großen Phallus-Stein hin. Man sagt, wenn ihn einer mit dem kleinen Singer in Bewegung setzt, so bewegt er sich nach der einen und nach der anderen Seite. Aber man sagt, wenn viele ihn in Bewegung setzen, so bewegt er sich nicht, wenn auch sehr viele sich an ihn machen, ihn in Bewegung setzen wollen, können sie ihn nicht in Bewegung setzen, und viele andere Dinge tat er überall in den Ortschaften. Und man sagt, daß er allen Bergen Namen gab, und daß er überall (auf der

Erde) Namen gab. Und nachdem er dann an dem Ufer (des Meeres) angekommen war, machte er die Schlangenbahre (coa-tlapechtli). Nachdem man sie fertiggestellt, setzte er sich darauf, und das galt nun gleichsam als sein Schiff (yuhquin ma yi-acal i-pan pouh). Darauf ging er, wurde auf dem Wasser fortgeführt, und niemand weiß mehr, wie er nach Tlapallan gelangte“.

Aus diesem Bericht, den Sahagun nach seinen indianischen Gewährsmännern gibt, erfahren wir, daß Quetzalcōuātl alles Dämonische abgestreift hat. Auch das Göttliche geht ihm eigentlich ab, er galt nur „gleichsam als Gott“ und wurde als solcher auch angebetet. Als solcher hatte er in dem im Norden der Hauptstadt, im Quellgebiet des Rio Moctecuma gelegenen Tollan³⁶ sein Heiligtum auf einer Stufenpyramide. Aber Quetzalcōuātl tritt uns doch mehr entgegen als Mensch, und zwar von abstoßender Häßlichkeit, als ein mächtiger Zauberer und großer König in seinem wundervollen Palast zu Tollan, der seine Untertanen, die Tolteken, auf die höchste Kulturstufe führte. Aber er war auch höchster Priester und gab den anderen Priestern ein Beispiel großer Frömmigkeit und Religiosität, die in Askese, Blutentziehungen und Waschungen aufging. Dann aber kommt die Zeit, daß er und seine Untertanen ihre kultischen Pflichten vernachlässigen, und daß er durch Zauber an den Rauschtrank des Pulque kommt. Seine Stadt und sein Reich zerfallen. Er und die Seinen machen sich auf nach dem Ostland, an die Küste des Atlantischen Ozeans, wo er ein eigens angefertigtes Schiff besteigt und dem Osten zufährt. Aber einst, so wußte man, sollte er wieder heimkommen.

Dieser Bericht findet nun von anderer Seite vielfache Ergänzung, so in dem Kapitel Sahagun's über die Tolteken³⁷. Die Andachtsstätte Quetzalcōuātl's besteht aus vier Häusern, entsprechend den vier Himmelsrichtungen, dem Goldhaus, dem Türkishaus, dem weißen und roten Muschelhaus. Auch das sog. Federngebäude, das innen mit Federn ausgelegt war, hatte vier Häuser. Auf dem „Schlangenort“ (Couātlān), einem Hügel bei Tollan, stand Quetzalcōuātl's Haus. Seine Andachtsstätte lag bei dem kleinen Fluß, der im Halbkreis die Stadt umfließt,

³⁶ Tollan, nach gewöhnlicher mexikanischer Tradition als die „Binjen (Tollin) Stadt“ erklärt; aber es scheint mir der Name der Stadt mit dem Namen des Volkes der Tolteken (Tolteca), deren Zentrum sie war, zusammenzuhängen. Die übliche Deutung des Namens der tolteca als „Künstler“ ist sicher erst erschlossen aus der Kunstfertigkeit der Bewohner. Mehr kann man nicht sagen.

³⁷ Sahagun-Seler, 387 ff.; Kriedeberg, 43 ff.

wo sein Badeplatz Chalchiu-ā-pan „Edelsteinwasser“ war. Nicht nur in aller Kunst war Quetzalcōuātl der Lehrmeister der Tolteken, sondern auch in der Frömmigkeit, er war nicht nur König, sondern auch Priester. „Gar fromm waren sie, denn nur einem als ihrem Gott waren sie ergeben. den sie anriefen, den sie verehrten, namens Quetzalcōuātl, Ihr Priester war, ihr Gotteshüter, ebenfalls nur (einer) namens Quetzalcōuātl. Und dieser war sehr fromm. Was Quetzalcōuātl zu den Priestern sagte, das taten sie genau. Nicht sündigten sie, denn er sprach zu ihnen, er erklärte ihnen: es ist nur ein Gott, namens Quetzalcōuātl. Nichts verlangt er, nur Schlangen und Schmetterlinge, die sollt ihr vor (ihm) darbringen, sollt ihr opfern. Sie taten jedes göttliche Geheiß des Priesters. Und im folgenden sehr, in jeder Weise glaubten sie an ihren Priester Quetzalcōuātl. Und in folgender Weise sehr gehorsam waren sie, in folgender Weise sehr dem Göttlichen hingegeben, und sehr gottesfürchtig waren sie: denn alle gehorchten ihm, alle glaubten an Quetzalcōuātl.“

Das Interessante an dieser Stelle ist, daß der Priesterkönig Quetzalcōuātl über sich und sein Volk nur einen Gott anerkennt, der den gleichen Namen wie er trägt. Und von diesem Gott sagten die Tolteken: „Gott, mein jüngerer Bruder, Gott, mein älterer Bruder“ (teōtl n-icauh, teōtl n-achcauh)³⁸.

Über die Veranlassung der Abwanderung und Zerstreuung der Tolteken von Tollan sagt unser Text nichts weiter, als daß sie einem Befehl Quetzalcōuātl's gehorchten, und daß er selbst „sich ins Innere des Wassers begab, nach Tlapallan, wohin er ging, seinen Untergang zu finden“³⁹.

In den *Anales de Quauhtitlan*⁴⁰, die uns einen jüngeren Bericht als *Sahagun* bieten, finden sich manche wertvolle Ergänzungen zum Seitherigen über „unseren Fürsten (to-piltzin) Quetzalcōuātl“. Wieder hören wir von den vier im letzten Bericht genannten Häusern, die nur diesmal als Fastenhäuser bezeichnet werden, nur daß statt des Goldhauses das Federhaus genannt wird. Wir hören von

³⁸ Die Deutung *Kriegerberg*, S. 336, „mein Herr älterer Bruder, mein Herr jüngerer Bruder“, die die Höflichkeit der Tolteken kennzeichnen soll, leuchtet mir nicht ein. Ich komme auf die Stelle später zurück.

³⁹ Die Rede vom Untergang Quetzalcōuātl's entstammt einer anderen Sage, darüber im 2. Teil.

⁴⁰ *Ed Anales de Museo Nacional de Mexico III, Mexico 1882. Apēndice S. 15 f.; vgl. Kriegerberg, S. 49 f., 63 ff.*

mitternächtigem Baden „an der Stelle, die man Wasserpalast am Ort des Finns (ā-tecpan amochico) nannte“, von Blutabzapfungen mit Edelsteinen und Quetzalfedern, von Rauchopfern aus echten Türkisen, grünen Edelsteinen und roten Muschelkalken und Opfern von Schlangen, Vögeln und Schmetterlingen, von der Verehrung des höchsten Gottespaars To-naca-tecutli und To-naca-ciuātl „unseres Fleisches Herr und Herrin“, die über dem neunten Himmel wohnen. Wir hören von Kunst und Kultur, die Quetzalcōuātl den Menschen brachte. „Er begann auch einen Tempel für sich zu bauen und errichtete (für ihn)



Quetzalcōuātl von Tollan (?), en face — Skizze.

die Schlangenpfeiler; aber er vollendete ihn nicht und kam damit nicht zum Ziel“. Das Merkwürdigste an diesem Priesterkönig, wie er doch auch wieder gedacht ist, ist folgendes: „Solange er lebte, zeigte er sich nicht vor seinen Untertanen. An einem schwer zugänglichen Orte im Innern des Palastes lebte er streng bewacht. Seine Herolde hüteten ihn, indem sie ihn mit vielen Mauern umgaben; und so viele Mauern ihn umgaben, so viel Scharen von Herolden waren da. Er selbst saß auf einer Matte aus grünen Edelsteinen, Quezalfedern und Gold“, er, der inzwischen Gealterte, „der wie Rüben geschwollene Augenlider, eingesunkene Augen und ein Gesicht voller Säcke hatte, gar nicht wie ein menschliches Wesen“. Wie man sich diesen alten Herrn vorstellte, zeigt vielleicht der in Guatemala gefundene Riesenkopf von etwa vier Meter Umfang, der vielleicht in seiner greisenhaften Häßlichkeit —

er ist stets bärtig — ein Quetzalcōuātl von Tollan ist⁴¹. Auch der Kolossalkopf von Tuxtla im Staate Veracruz ist vielleicht ein Quetzalcōuātl-Kopf, da er an Schönheit nichts vor dem von Guatemala voraus hat. Daß Quetzalcōuātl seine klösterliche Stille und sein herrliches Land aber schließlich verlassen muß, während er diesmal sein Volk zurückläßt, ist wieder das Werk der Dämonen, diesmal von Tetzcatlipoca „Federseil“ und Toltecatl, die sich ärgern, daß Quetzalcōuātl nicht die Menschenopfer einführt. Wieder haben wir das Motiv des Sündenfalls: fünf Schalen Pulque trinkt Quetzalcōuātl auf Verführung Toltecatl's, eines der Pulque-Götter. In seiner Trunkenheit wird ihm seine ältere Schwester Quetzal-petlatl, „Federbett“ — nach anderer Überlieferung war es Xochi-quetzal „die Blumenfeder“ — zugeführt und gleichfalls trunken gemacht. Jetzt muß das geschehen sein, was nicht erzählt wird, aber zwischen den Zeilen zu lesen ist — der geschlechtliche Verkehr!

Nun begann für Quetzalcōuātl die Zeit, da er seine kultischen Pflichten vernachlässigte und als Zeichen der Buße den Entschluß faßte, wegzuziehen, was er denn auch tat, nachdem alle seine Reichtümer am Badeplatz vergraben waren. Eigenartig ist, daß Quetzalcōuātl auf seinen Wunsch erst vier Tage in einer Steinkiste eingepackt wird, was ihm aber doch zu ungemütlich wird⁴². Wieder ist die Richtung und das Ziel der Wanderung der Osten, Tlillan-Tlapallan-Tlatlayan, das „Schwarz- und Ostland, die Stätte des Verbrennens“ d. h. wo die Sonne aufgeht. So kommt er schließlich an den Ozean, den Teō-ātl, das „Gotteswasser“, den ihuica-ātl, das „Himmelswasser“.

Was uns dann die Annalen von Quauhtitlan von seiner Selbstverbrennung und seiner Verwandlung in den Morgenstern erzählen, gehört nicht zum Sagenkreis des Quetzalcōuātl von Tollan⁴².

Mit der Stadt Tollan hängt Quetzalcōuātl aufs engste zusammen, und zwar wohl schon seit uralten Zeiten. Was hat es nun mit diesem Quetzalcōuātl der grauen Vorzeit auf sich, und wie war einst das Verhältnis der Menschen zu ihm gestaltet? Mir will scheinen, daß uns die Beantwortung der Frage nur vom Totemismus aus möglich ist. Irgendein Stamm, nennen wir ihn die Tolteken, verehrte einst die Feder Schlange als ihren göttlichen Ahnherrn, sie war sein Totem.

⁴¹ W. Lehmann, Altmerikanische Kunstgeschichte, Taf. 38. — Haare am Körper schätzten die Mexikaner nicht, sie erinnerten sie zu sehr an die Affen, man zog sie nach Möglichkeit mit Pinzetten heraus!

⁴² Das Motiv gehört wieder zum anderen Mythosstoff von Teil 2.

Sind doch gerade Seelentiere wie die Schlangen als Tiertoteme beliebt. Sie sind Ahnen und Väter der Menschen, sind aber auch Brüder und Schwestern der Stammesmitglieder. So ist es zu verstehen, wenn die Tolteken Quetzalcōuātl als ihren älteren und jüngeren Bruder anreden. So ist es auch zu verstehen, wenn Quetzalcōuātl, wie wir sahen, den Seinen erlaubte, nur Schlangen zu opfern, also auch zu essen — die Schmetterlinge und Vögel sind sicher nicht ursprünglich.

Denn wenn auch das Totemtier zu essen seinem Stamm für gewöhnlich verboten ist, so ist doch unter Umständen, wie beim Fest, gerade sein Genuß gestattet, ja gefordert, um *communio* mit den Ahnen herzustellen und seine geistigen und körperlichen Fähigkeiten und Kräfte in sich aufzunehmen.

Wie sehr das Totemtier der Federschlange in Tollan noch in historischer Zeit den Kult beherrschte, zeigen die noch in der Zeit *Sahaguns* vorhanden gewesenen und zum Teil noch heute erhaltenen „unvollendeten sogenannten Schlangensäulen (*coatlaquetzalli*). Das sind runde Steinsäulen in Gestalt von Schlangen, der Kopf ruht auf dem Boden, der Schwanz und die Klappen befinden sich oben⁴³. Auch der alte Toltekenklagesang⁴⁴ erwähnt die Schlangenspeiler, die „jetzt noch stehen“. Die Federschlangen, zu denen der Priesterkönig von Tollan einst selbst gehörte, werden nun seine Diener, die Hüter der Tore, und die Säulen, die die Decken seiner Paläste und Tempel tragen.

Aber wie sehr noch in später Zeit, als aus dem Tierahnen der Federschlange längst der Heros Quetzalcōuātl geworden war, seine alte Natur durchschimmerte, zeigt die Art, wie er bei der Schöpfung der Menschen im kosmogonischen Schema mitwirkte. Quetzalcōuātl steigt in die Unterwelt (*mictlan*) und erhält nach Überwindung mancher Schwierigkeiten, die ihm vom „Herrn der Unterwelt“ (*mictlantecutli*) gemacht werden, „Edelsteinknochen“ (*chalchiuh-omitl*), die er, zu Teig zermahlen, mit dem von seinem Phallus sakrifizierten Blut besprengt⁴⁵. So werden die ersten Menschen gebildet und belebt⁴⁶.

⁴³ *Sahagun-Seler*, 388; s. auch oben S. 29.

⁴⁴ Herausgegeben und übersetzt von *Lehmann* in der Zeitschrift für *Ed. Seler* 1922, S. 281 ff.

⁴⁵ Natürlich ist ursprünglich Quetzalcōuātl der allein Handelnde. — Zum belebenden Blut des Phallus vergleiche übrigens die originelle Art, wie nach *Ovids Fasten* V, 530 ff., die Götter dem frommen alten *Hyrius* Nachkommen verschaffen.

⁴⁶ *Histoire de Colhuacan y de Mexico*, ed. *W. Lehmann*. *Journal de la Société des Americanistes de Paris* N. S. III, 2 (1900), S. 249 ff.; s. auch *Seler*, *Abh.* IV, 54 ff.

Das ist natürlich eine künstliche, anthropogonische Erzählung späten Ursprungs. Aber aus ihr schimmert deutlich die uralte totemistische Stammes Sage durch: Das Totemtier, die Federschlange, ist ein chthonisches Geschöpf, das in die Erde kroch, um dort wohl die Eier abzulegen, aus denen dann die ersten Menschen auskrochen, um dann die Erdhöhlen zu verlassen.

Aus dem Totemtier der Federschlange, mit der sich die Stammes Sage immer wieder beschäftigt hatte, war im Laufe der Zeiten der Heros Quetzalcōuātl geworden. Wie jeder Heros ist auch er Heilbringer⁴⁷. Er hat den Tolteken Kultur und Kunst gebracht, sie Opfer, Waschungen, Blutentziehen und Askese und die Verehrung der himmlischen Mächte gelehrt und zu einem frommen Leben erzogen. Er lehrte sie das Ballspiel, er brachte ihnen Nahrung, den Mais. Quetzalcōuātl ist selbst im Besitz übernatürlicher Weisheit und ein mächtiger Zauberer und Zauberlehrer, der Wunder vollbringen kann, der die Kraft hat, vor Not und Gefahren aller Art zu schützen. Sein Idol wurde vom Arzt vor den Kranken aufgestellt⁴⁸). Auch daß Quetzalcōuātl auf die Wanderschaft geht, entspricht im allgemeinen der Vorstellung vom Heros (vgl. Herakles), wobei durchaus möglich ist, daß historische Reminiszenzen den Wanderungen des Stammes, den der Ahn verkörpert, zugrunde liegen. Aber noch etwas dürfen wir nicht außer acht lassen. Quetzalcōuātl, der hilft und den Menschen vor Leid bewahrt, muß als Heros selbst an sich so gut wie Herakles das Leid erfahren, indem er auf alles, was dieses Dasein schön und begehrenswert macht, verzichtet und die Heimat mit dem Ausland, dem Elend, vertauscht. Quetzalcōuātl wird zum leidenden Heiland. Der Kulturbringer muß am eigenen Leib nicht nur den Segen, sondern auch den Fluch der Kultur erfahren. Aber eben von diesem leidenden Heiland erwartet man, daß er, der zur Sühne für eigene Schuld die Heimat hatte verlassen müssen, einst als Retter wiederkommen wird. So gut die Sioux-Indianer diesen Glauben hatten, konnte er sich auch in Mexiko vorfinden. Dies zeigen die Zeiten der spanischen Eroberung: König Motecuhzoma und seine Untertanen erblickten im härtigen Cortez und seinen Mannen den heimgekehrten Quetzalcōuātl und seine Getreuen.

Aus dem Heros und Heilbringer Quetzalcōuātl wurde allmählich ein Gott, dem man selbst Kult entgegenbringt. Auch der Kult des Gottes

⁴⁷ W u n d t, Völkerpsychologie II, 3, S. 472 ff.

⁴⁸ Nach S a h a g u n, s. S e l e r, Abh. II, 78.

knüpft wieder an längst vergangene Zeiten an, da das Totemtier vom Stamme oder von besonderen Kultgenossenschaften verehrt wurde. Aus den Gradabstufungen, die zum vollendeten Zauberer oder Mediziner der Geheimgesellschaft führten, wurden vielfach priesterliche Ordnungen, die den Kult des Gottes in seinem Heiligtum regelten. So wird der Gang der Entwicklung auch im alten Tollan gewesen sein. Aus der Zauberhütte der Federschlange, dem Mittelpunkt der Kultgenossenschaft und des Stammes, wurde ein Tempel, in dem die alten Totem-Symbole nur noch im Schmuck der Architektur eine Rolle spielten. Aus dem rohen Fetisch der Federschlange wurde ein Idol, das menschliche, wenn auch noch entstellte Züge an sich trug. Von diesem Idol redet wohl Sahagun, wenn er schildert, wie Quetzalcōuātl, wohl in der Cella, die auf der Plattform der Stufenpyramide stand, immer in Decken gehüllt dalag, und daß er sehr häßlich war, sein Gesicht wie ein Kloß ohne menschliche Bildung, und sein Bart sehr lang und groß. Das Idol wird ein unförmiger Holzkloß gewesen sein, das menschliche Gesicht unkünstlerisch angedeutet, mit struppigem Bart. Für gewöhnlich wurde es mit Decken verhüllt und lag auf einem kostbaren Lager. Nur bei besonderen, festlichen Gelegenheiten wird man es herausgeholt haben, vielleicht zu mitternächtigen Waschungen am heiligen Badeplatz des Flusses oder zu feierlichen Prozessionen. Dann mag das Idol mit dem Gesang begrüßt sein, der uns bei Sahagun, in falschem Zusammenhang gestellt, in seinem einleitenden Vers erhalten ist⁴⁹:

„Schleift herbei jetzt unsern Balken,
den Menschenbalken, den Dämon!“
(xi-tlauilana-cān ie to-uepan
tlaca-uepan uepan tlaca-tecolotl.)

Daß im alten Tollan der Kult Quetzalcōuātl's von einer in Grade zerfallenden Priesterschaft ausgeübt wurde, an deren Spitze ein Oberpriester stand, der wie der Gott den Namen Quetzalcōuātl führte, konnten wir schon aus dem besprochenen Bericht Sahagun's erschließen⁵⁰. Aber noch mehr werden wir zu diesem Schluß gezwungen,

⁴⁹ Sahagun-Seler, S. 283.

⁵⁰ Auch in Tenochtitlan-Mexico hießen die zwei Pontifices Maximi, die ueuei tlamacazquē, „die großen Priester“, Quetzalcōuātl (quequetzalco von denen der erste „Uitzilopochtli“ angehörte): Sahagun-Seler, S. 354 f. Diese Namensübertragung auf den Oberpriester des aztekischen Stammesgottes erklärt sich aus der synkretistischen Religionsgeschichte der späteren, aztekischen Zeit, worüber wir im zweiten Teil reden werden.

wenn wir die analogen Verhältnisse der Priesterschaft und ihre Organisation in der im Staat Oaxaca gelegenen Stadt Mitla⁵¹ betrachten, über die wir genau Bescheid wissen von Pater Francisco de Burgoa⁵². Gewiß liegt das heutige Oaxaca⁵³ im Gebiet der fremdsprachigen Zapoteken, aber auch in ihm war tolttekisches Gut eingewandert.

An der Spitze der Priesterschaft in Mitla stand Uia-táo, „der große Seher“. Seine Aufgabe war es, vor dem Idol in der Cella im Zustand der Ekstase die Inspirationen zu empfangen und die Orakel, die man suchte, den Gläubigen mitzuteilen und ihnen nach getaner Beichte und Buße Absolution zu erteilen. Das Amt des Oberpriesters war erblich. Während die übrigen Priester zur Keuschheit verpflichtet waren und man schon die zum Priesteramt Bestimmten der Zeugungskraft beraubte, war es mit den Oberpriestern anders. „An gewissen Festen, die sie mit großen Gelagen und starken Rauschen feierten, brachten ihnen die Könige unverheiratete Häuptlingstöchter, und wenn eine von diesen schwanger geworden war, so brachte man diese an einen abgesonderten Ort bis zur Niederkunft, damit, wenn ein Sohn geboren wurde, dieser als Nachfolger im Priesteramt erzogen wurde.“ Daraus dürfen wir wohl schließen, daß, was die Annalen von Quauhitan uns vom geschlechtlichen Verkehr Quetzalcōuātl's mit Quetzaltepetl im Rauschzustand erzählen, von dessen erstem Priester seines Namens galt. Auch in Tollan wird das hohepriesterliche Amt, das für gewöhnlich geschlechtliche Enthalttsamkeit verlangte, wie im zapotekischen Mitla auf die geschilderte eigenartige Weise zum erblichen gemacht worden sein.

Unter dem Oberpriester standen in Mitla die gewöhnlichen Priester, copa-pitáo, „Hüter der Götter“, und ueza-eche, „Opferer“, genannt, welche Ausdrücke wohl dem mexikanischen tlamacazqui und tlenamacac entsprachen. Sie waren Wächter des Heiligtums und der Idole, hatten dem Oberpriester zu assistieren, zumal beim Opfer, vor allem dem Menschenopfer. Nicht der Oberpriester, wie im Heiligtum Uitzilopochtli's zu Mexiko, sondern sie hatten mit dem Steinmesser dem unglücklichen Schlachtopfer die Brust aufzuschneiden, das Herz herauszureißen und es dem Pontifex zu reichen, der es dem Idol an den Mund

⁵¹ Mitlan „das Totenreich“, zapotekisch Yoo-paa oder Lioo-paa, die „Stadt des Ausruhens“. Mitla liegt im Gebiet der Zapoteken.

⁵² *Secunda Parte de la Historia Geographica. Descripcion de la Parte Septentrional del Polo Arctico de la América...* de esta Provincia de Predicadores de Antequera, Valle de Oaxaca 1674; f. Seiler, *Wandmalereien von Mitla*, 1895, S. 23 ff.; Abh. III, 470 ff., II, 340 ff.

⁵³ Aus dem mexikanischen Uaxiacac „am Akazienvorsprung“, von den Spaniern zuerst Antequera genannt.

führte. Wie wir sahen, war aber das Menschenopfer im Kult Quetzalcōuātl's nicht im Gebrauch gewesen, und die Frage ist berechtigt, ob in diesem Punkt nicht Pater Burgoa im christlichen Eifer die Greuel des zapotekischen Heidentums übertreibt⁵⁴, zumal er uns ja auch erzählt, daß wie in Tollan der Kult aus Räuchern und Opfern von kleinen Tieren und Vögeln und vor allem in Blutabzapfen aus dem eigenen Leibe bestand. Aber Pater Burgoa berichtet auch sonst sehr genau, wo wir ihn kontrollieren können. Und wenn wir sehen, daß die Dämonen Quetzalcōuātl zum Menschenopfer verführen wollten, so kann vielleicht daraus geschlossen werden, daß in anderen Städten und Gegenden als in Tollan in seinem Kult Menschenopfer eingeführt wurden.

Als dritte Gruppe der priesterlichen Hierarchie Mitlas werden uns die Adepten *pixana* genannt, entsprechend den *tamacazton* im alten Mexiko, Priesterzöglinge aus vornehmen Geschlechtern; schon, wie bereits bemerkt, als Knaben verschnitten. Vielleicht dürfen wir diese kastrierten Priesteranwärter auch für Tollan annehmen.

Aber auch, was uns Pater Burgoa in einem anderen Punkt über Mitla erzählt, erinnert uns stark an das, was wir von Tollan wissen. Um eine hohe Stufenpyramide, die heute als Kalvarienberg dient und eine Kirche trägt, gruppieren sich vier noch jetzt zum Teil leidlich gut erhaltene Paläste von wunderbarer Architektur⁵⁵. Nach Pater Burgoa war der erste für den Oberpriester, der zweite für die übrigen Priester, der dritte für den König und der vierte für dessen Gefolge bestimmt. Jeder Palast besaß seine *Kynpta*; die des ersten sei ein Tempel gewesen, die der anderen Paläste seien für die toten Oberpriester, Könige und die Opfer sowie die kriegsgefallenen Häuptlinge bestimmt gewesen. Der Palast, in dem jetzt die Pfarrwohnung und die Kirche St. Pablo steht, wird der Palast des Oberpriesters gewesen sein, „denn es war Prinzip bei den alten Missionaren, die Kirchen gerade in den Rachen des Satans zu bauen“. Die vier bei der Pyramide gelegenen Paläste erinnern aber nur zu sehr an die vier Paläste Quetzalcōuātl's in Tollan, von denen wir so oft hörten⁵⁶.

⁵⁴ Das Christentum war den Zapoteken schon fast hundert Jahre vor Burgoa verkündigt worden.

⁵⁵ Siehe die Abbildungen in Selters *Mitla* und das tadellose Panorama bei Selter, Abh. III.

⁵⁶ Daß aus Tollan noch andere Gebäude erwähnt wurden, beweist nichts; neben den vier Palästen von Mitla befinden sich auch heute noch die Ruinen sehr stattlicher anderer Gebäude.

Nach allem dürfte nicht zuviel damit gesagt sein, daß die Pyramide und die vier Paläste von Mitla in ihrer Bedeutung und Bestimmung nicht anders zu beurteilen sind, als Pyramide und vier Paläste von Tollan, und daß sie und ihre mit Tollan gleich organisierte Hierarchie auch auf den Mittelpunkt eines gleichartigen Quetzalcōuātl-Kults schließen lassen. Wenn die Stufenpyramide von Mitla zum Kalvarienberg umgearbeitet wurde, dem Andenken der Passion Christi geweiht, so ist das vielleicht in bewußter Anlehnung an den Kult des früheren Herrn dieses teo-calli geschehen, des leidenden Heilandes Quetzalcōuātl. Aus den vier nach den Himmelsrichtungen orientierten Palästen kann sich vielleicht auch am einfachsten der Name Quetzalcōuātl's als Nacxiti = nau ixitl „vier Fuß“ erklären: Quetzalcōuātl herrscht überall im Land. An den Windgott ist dabei nicht nötig zu denken. Auch wenn sich von diesem in den Wandmalereien Mitlas Darstellungen befinden, so hat man darum noch kein Recht, auf Verehrung dieses Gottes an diesem Kultzentrum zu schließen, denn es finden sich auch noch Abbildungen mancher anderer mexikanischer Götter.

Auch ein anderes einst hochberühmtes Heiligtum, das von Cholullan in der Nähe des heutigen Pueblo, von dem wir schon früher sprachen, gehörte nicht dem Windgott Quetzalcōuātl, sondern Quetzalcōuātl von Tollan. Das zeigt schon die Tatsache, daß der Ort auch Tollan-Cholullan hieß. Auch daß Cholullan berühmt war durch priesterliche Weisheit und Kultur zeigt seinen Zusammenhang mit Tollan und seinem Gott. Auf seiner Pyramide, die eine ähnliche Baukonstruktion hat wie die von Mitla⁵⁷, und die heute nur noch wenig von der alten Pracht ahnen läßt, steht, wie wir schon sahen⁵⁸, die Nuestra Señora de los Remedios geweihte Kirche. Der heiligen Jungfrau hat auch hier der alte Heilgott von Tollan Platz machen, wie in Mitla dem Christus, und ihr seine Tätigkeit und seine Gläubigen abtreten müssen. Sein Bild und nicht das des Windgottes muß daher einst im Heiligtum auf der Pyramide von Cholullan gestanden haben und Gegenstand der Verehrung und Wallfahrten gewesen sein⁵⁹. Ob sich in der Um-

⁵⁷ Seier, Abh. II, 336.

⁵⁸ S. o. S. 36.

⁵⁹ Wenn der Interpret des Codex Telleriano-Remensis im Cholulla Quetzalcōuātl's Geburtstag und Sterbetag feiern läßt, so paßt das schon deshalb nicht für den Quetzalcōuātl von Tollan, weil dieser nicht starb, sondern übers Meer ins Öliland zog, von wo er einst wiederkommen wird. Die Angaben beruhen auf Vermischung mit anderen Vorstellungen, wovon im 2. Teil.

gebung der Pyramide wie in Tollan und Mitlan vier Paläste befunden haben, ist wohl kaum noch festzustellen.

Nach alten Überlieferungen machten in Cholullan die Tolteken nach dem Aufbruch aus Tollan ihre Hauptstation. Das führt uns auf ein anderes und letztes. Die Verpflanzung des Kultes Quetzalcōuātl's von Tollan über Cholullan und das mexikanische Hochland⁶⁰ in völlig stamm- und sprachfremdes Gebiet wie das der Zapoteken, Manas und der Totonaken (Cempouallan) oder in die entlegeneren Länder von Guatemala, Nicaragua und Salvador, wo Naua-Stämme heute noch sitzen, dürfte wohl zusammenhängen mit der Geschichte des Reiches von Tollan und der Tolteken und deren Wanderungen⁶¹. An der Geschichtlichkeit der Tolteken und der allgemeinen Richtigkeit des über sie Überlieferten läßt sich heute nicht mehr zweifeln⁶². Wir wissen, daß Tollan und die Tolteken mehrere gewaltige, sie vernichtende Ereignisse erlebt haben. Das alttoltekische Reich brach um 600 n. Chr. — nach Sahagun 571 — zusammen. Dann bildete sich nach einem Interregnum von anderthalb Jahrhunderten in Cholullan ein neuer religiöser Mittelpunkt und eine neue Dynastie in dem im Süden der Salzlagune gelegenen Tollan-Colhuacan (721—1064 n. Chr.). Wohl nichts zeigt besser den Zusammenhang dieser jungtoltekischen Könige von Colhuacan mit dem alten Tollan, als daß sich unter ihnen einer namens Quetzalcōuātl († 883 n. Chr.) findet und man die alte Königsliste von Colhuacan zu der von Tollan gemacht hat⁶³. Mit 1070 n. Chr. endet mit dem Tode des letzten Königs Uemac die jungtoltekische Herrschaft, an deren Stelle 1073 die Azteken treten.

Mit dem Sturz des alttoltekischen Reiches hatten die Tolteken bis etwa 1100 unter steter Knechtschaft der stammesfremden Olmeken gestanden, die aber ihrerseits wieder stark toltekisiert wurden. Diese Zeit

⁶⁰ Ob der Quetzalcōuātl, der als Stammgott der an der Lagune von Xochimilco gelegenen Stadt Mizquic oder in einem Stadtquartier der Hauptstadt verehrt wurde (Seler, Borgia I 85), mit dem Quetzalcōuātl von Tollan identisch ist, können wir nicht sagen.

⁶¹ Die Tolteken hießen als die Wandernden yáque, „sie gingen“.

⁶² W. Lehmann, Zentral-Amerika I, 2 (1920), S. 978 ff., Altmerikanische Kunstgeschichte S. 12 ff., in Seler Abh. IV, S. 288 ff. W. Kriedeberg, Die Totonaken II (1925, Bäßler-Archiv IX) S. 31 ff. Ich kann den Skeptizismus Kriedeberts an der Wertschätzung der überlieferten Chronologie, wie sie Lehmann bietet, nicht teilen.

⁶³ Deshalb braucht man aber noch nicht an der Geschichtlichkeit des Reiches und der Kultur von Alt-Tollan zu zweifeln.

der Knechtschaft war hauptsächlich die Zeit großer Abwanderung toltekischer Stämme in stammfremdes Land. Aber Abwanderungen von Tolteken müssen schon in alttoltekischer Zeit, vor 600 n. Chr., stattgefunden haben⁶⁴. Es lag den Tolteken der Wandertrieb im Blut. Nur so erklärt sich die Mexikanisierung großer stammfremder Gebiete und ihre mexikanische Kultur bei Beibehaltung der alten Sprache von seiten der Urbewohner oder bei Übernahme dieser Sprache von seiten der Einwanderer. Durch diese Wanderungen kam auch Quetzalcōuātl, der Stammgott der Tolteken, in die Fremde.

Es ist natürlich im einzelnen sehr schwer, ja vielfach unmöglich, zeitlich festzulegen, wann die Einwanderung der Tolteken und die Beeinflussung durch sie vor sich ging. So wird es uns einstweilen ein ungelöstes Rätsel bleiben, wann zum ersten Male Quetzalcōuātl-Leute den Wanderstab ergriffen haben und ihren kulturellen Einfluß auf Stammesfremde ausübten und ihren Glauben anderen Religionen aufpropften. Daß das vielleicht sehr früh der Fall war und vielleicht schon in vorchristlicher Zeit geschah, liegt durchaus im Bereich der Möglichkeit. Wenn nach der aztekischen Tradition, die Pater S a h a g u n von seinen gelehrten indianischen Gewährsmännern überliefert bekam, 2000 Jahre vor seiner Zeit der Geschichte angehören, so würde das etwa auf 500 v. Chr. führen, und wenn gar nach der *Historia de los Reynos de Colhuacan y de Mexico* vom 22. Mai 1558 n. Chr. 2513 Jahre verflossen sind, seitdem die Welt besteht, also die Geschichte beginnt, so kämen wir auf rund 1000 (eigentlich 955 v. Chr.). Wenn nun um 500 v. Chr. die prototoltekische Kultur anfing, um gegen die Zeitwende von der alttoltekischen Kultur abgelöst zu werden, so bleibt für die Zeit vor 500 v. Chr. eine Zeit, die wir sicher nicht als kulturlos bezeichnen dürfen. Ich glaube, wenn die historische Überlieferung der Mexikaner soweit zurückging, wie die Quellen wohl in richtiger Überlieferung angeben, so dürfen wir wohl ruhig noch um Jahrhunderte weiter zurückgehen, die die Vorgänger der Tolteken, die Vertreter der sonorischen bzw. schoschonischen Sprachen in einen gemeinsamen Kulturkreis einschlossen. Der Kult Quetzalcōuātl's, wie er uns im Reich von Atlatlan zum erstenmal entgegentritt, ist vielleicht um ein Jahrtausend älter und hatte vielleicht schon einen anderen Mittelpunkt vor Tollan, ein früheres Tollan.

⁶⁴ So leitet Lehmann die Izalco von Salvador von den Prototolteken um 300 n. Chr. ab, die Pipil von Escuintla und von Motognatale von den jüngeren Tolteken, die Cholullan seit dem 11. Jahrhundert verließen, vgl. auch Lehmann-Seler, *Festschrift* S. 281 ff.

Die Abwanderung Quetzalcōuātl's nach der Meeresküste des Atlantischen Ozeans und die Fahrt über das Meer in das Ostland hängt schon für die toltekische Überlieferung mit dem im nördlich von Mexiko gelegenen Tollan, wohin der Gott einst zurückkommen wird, untrennbar zusammen. So ist in dem alten sog. Tolteken-Klagegesang⁶⁵ die Abwanderung eines Toltekenstammes nach Guatemala sicher eingearbeitet in ein altes Lied vom Wegzug Quetzalcōuātl's von Tollan nach dem Ostland und von seiner Fahrt über das Meer, über das er einst wieder zurückkommen wird, um den alten verfallenen Tempel und die verödeten Paläste von Tollan wieder in Besitz zu nehmen.

Damit ist natürlich nicht gesagt, daß die Überlieferung, die das Tollan Quetzalcōuātl's auf das bekannte, nördlich von Tenochtitlan-Mexico gelegene Tollan (Tula) bezieht, richtig ist, es können spätere Verhältnisse, Geschichten in die Vergangenheit und auf irgendeinen Ort des gleichen Namens übertragen worden sein, wie es denn nachweislich mehrere Tollan gab. Aber es ist doch auch denkbar, daß dem uns bekannten Tollan ein Toltekenzentrum gleichen Namens voranging, an das sich Quetzalcōuātl und seine Abwendung und Meeresfahrt knüpft. Die Überlieferung an Stammeswanderungen erhält sich wie bekannt mit unglaublicher Zähigkeit, auch wenn ihre Führer der Sage und Legende oder gar dem Mythos angehören. So ist es uns unmöglich, die Wandersage Quetzalcōuātl's oder eines Quetzalcōuātl-Stammes, aus dem sich die Tolteken im Laufe von Jahrhunderten entwickelt haben, auf ihre Entstehung hin zeitlich festzulegen. Eines scheint mir aber sicher, daß die Entstehung der Wandersage, die sich an Tollan knüpft, in einer Zeit, wo das volle Licht der Geschichte über das merikanische Land fällt, unmöglich ist. Ein Geschlecht überlieferte dem anderen, daß der Ahnherr einst die Heimat über das Meer verlassen hatte, um einst wieder in sie zurückzukehren. Wollen wir die Meeresfahrt nicht astralmythisch mit der siderischen Mondlaufbahn erklären, so bleibe doch immerhin die Möglichkeit, die Geschichtlichkeit einer Wandersage von der Fahrt von Quetzalcōuātl-Stämmen über das Ostmeer anzunehmen, wenn wir auch über das Wie und Wohin bis jetzt nichts sagen können. Aber schließlich: dies diem docet⁶⁶. (Sorts. folgt.)

⁶⁵ Übersetzt und erklärt von W. Lehmann in der Seler-Festschrift S. 281 ff. Ich möchte für eingeschoben halten die Strophen 2, 3, 6, 8. Eine Untersuchung über die Komposition des Liedes müßte vom Rhythmus ausgehen.

⁶⁶ Daß das Ostland nicht die Küste von Yukatan sein kann, wie man gemeint hat, wird dadurch erwiesen, daß hierhin direkte Handelsstraßen, also auch Wanderstraßen, führten.

Gießener Promotionen.

Von Georg Lehnert.

5. Friedrich Thudichum.

Am 19. August 1857 legte der damalige Gerichtsakzessist Friedrich Thudichum der juristischen Fakultät der Universität Gießen die Bitte vor, ihm auf Grund seiner im Frühjahr 1852 bestandenen Staatsprüfung die Würde eines Doctor juris verleihen und ihn von der sonst üblichen öffentlichen Verteidigung von Thesen dispensieren zu wollen. Mit Rücksicht auf die gut bestandene erste Prüfung und wohl auch darauf, daß der Bittsteller bereits einige gute Aufsätze veröffentlicht hatte, wurde dem Gesuch bereits am folgenden Tage entsprochen und das Doktordiplom vom 19. August 1857 datiert. So rasch sind Promotionsgesuche selten erledigt worden, aber die bekannte wissenschaftliche Tüchtigkeit des Bewerbers bietet diesmal dafür eine hinreichende Erklärung. Von besonderem Interesse ist der dem Gesuch beiliegende Lebenslauf. Gibt er doch in einer für solche Schriftstücke seltenen Ausführlichkeit einen urkundlichen Beitrag zur Lebensgeschichte des am 17. März 1913 zu Wildbad verstorbenen gefeierten deutschen Rechtshistorikers und bekannten Kämpfers gegen „kirchliche Fälschungen“, der 41 Jahre lang eine Zierde der Universität Tübingen gewesen ist¹. Für Gießen gewinnt er noch dadurch an Wert, daß die Promotion die Vorstufe zur Habilitation an der Ludoviciana wurde, der Thudichum von 1859 bis 1862 als Privatdozent angehört hat. Aber auch wegen der Schilderung der Verhältnisse am Büdinger Gymnasium und der dabei zu Tage tretenden Wertschätzung der humanistischen Bildung und Erziehung verdient dieser Lebensabriß der Vergessenheit entrissen zu werden. Er lautet:

¹ Zu Friedrich Thudichums Lebensgang vgl.: Lebensabriß von Friedrich Thudichum, Verwandten und Freunden gewidmet zum 18. November 1911, gedruckt in Kaiserslautern, und R. J. Hartmann: Biographisches Jahrbuch und deutscher Nekrolog, herausg. von Anton Bettelheim (Berlin 1917), S. 59.

Ich bin am 18. November 1831 zu Büdingen, einem kleinen Städtchen an der südöstlichen Grenze Oberhessens geboren, und der zweite Sohn des Oberstudienraths und Directors am dortigen Landesgymnasium Dr. Georg Thudichum² aus der Ehe mit Friderike geborne Baist. Bis zum 9. Jahre besuchte ich die öffentliche Stadtschule, und trat alsdann in das Gymnasium ein, an welchem außer meinem Vater vier Hauptlehrer, Dr. Haupt³, Dr. Zimmermann⁴, Gamps⁵ und Bausch⁶, sowie eine Anzahl Hülflehrer, darunter besonders der erste Geistliche der Stadt, Decan Meyer⁷, thätig waren.

Außer den klassischen Sprachen, welche sowohl wegen ihrer Simplizität und Ursprünglichkeit, als wegen der allgemein menschlichen Anschauungsweise der alten Schriftsteller die beste Grundlage jeder höheren Bildung bleiben werden, ist gewöhnlich nur noch die französische in den Gymnasien eingebürgert; durch die zuvorkommende Gefälligkeit der Herren Haupt und Bausch war mir jedoch mit einer Anzahl Kameraden Gelegenheit geboten, auch im Englischen und Italiänischen einen Grund zu legen, von welchem aus ich mir später allein forthelfen konnte. Die Methode, auch in der Jugend schon der neueren Sprachen so viele zu lernen wie möglich, ist keineswegs unzweckmäßig; nicht

² Georg Thudichum, 29. März 1794 bis 27. Dezember 1873, der bekannte Übersetzer des Sophokles, seit 1818 Lehrer, von 1829 bis 1863 Direktor des Büdinger Gymnasiums, verdienstlicher Schulmann, hessischer Landtagsabgeordneter, Gegner des Ministers von Dalwigk, Verfechter liberaler Anschauungen in Staat und Kirche; vgl. Friedrich Thudichum: Allg. deutsche Biographie, Bd. 38 (Leipzig 1894), S. 136, und Geschichte des Geschlechtes Thudichum (Tübingen 1893), bes. von S. 31 ab.

³ Georg Haupt, 22. Februar 1812 bis 8. März 1865, 1838 bis 1863 Lehrer und dann als Thudichums Nachfolger Direktor des Büdinger Gymnasiums; vgl. Hessische Biographien, Bd. 1 (Darmstadt 1912), S. 116.

⁴ Friedrich Georg Zimmermann, 24. Februar 1814 bis 2. August 1883, ursprünglich Jurist, 1835 Akzessist am Darmstädter Hofgericht, studierte dann Philologie, 1837 Akzessist, dann Hülflehrer am Darmstädter Gymnasium, 1841 bis 1856 Lehrer am Gymnasium Büdingen, dann wieder in Darmstadt.

⁵ Johannes Gamps, geb. den 14. Mai 1798 zu Straßburg, von 1823 bis 1849 Privatlehrer in Frankfurt a. M. Er lehrte Französisch und Mathematik.

⁶ Friedrich Georg Bausch, 4. August 1820 bis 14. April 1858, seit Pfingsten 1845 am Büdinger Gymnasium.

⁷ Christian Meyer, 12. Dezember 1802 bis 30. Juli 1897, seit 1830 Pfarrer in Büdingen, seit 26. November 1844 Hofprediger, 1837 bis 1845 daneben Gymnasiallehrer, von da ab nur Religionslehrer; vgl. Hessische Biographien Bd. 1, S. 160.

blos stehen alle, namentlich die neueren Sprachen, in einer innigen Beziehung zueinander, und erklären sich gegenseitig, sondern es ist auch eine erfahrungsmäßige Wahrheit, daß eine jugendliche Kraft um so mehr leistet, je mehr man ihr (freilich mit Vermeidung des Uebermaßes) auflädt. Dies beweist, um nur eines anzuführen, das Beispiel der Theologen, welche, obwohl sie ein gutes Theil Zeit auf Erlernung der schwierigen hebräischen Sprache verwenden müssen, deswegen in allen anderen Fächern doch nicht weniger zu leisten pflegen als die Nichttheologen. Vielleicht habe ich, so betrachtet, nicht Unrecht zu bedauern, daß ich die Gelegenheit zur Erlernung der Sprache, in welcher die Bücher des alten Bundes geschrieben sind, unbenutzt vorübergehen ließ.

Es würde zu weit führen, hier auf die Einzelheiten der Einrichtung des Unterrichts einzugehen, zumal dieselbe als bekannt vorausgesetzt werden darf; es ist unseren Gymnasien nachzusagen, daß sie sich ebenso entfernt halten, in der Erlernung von Realitäten, welche wie Göthe sagt, mehr zerstreuen, als bilden, wenn sie nicht methodisch und vollständig überliefert werden, das Heil zu erblicken, als durch exclusive Cultur der alten Sprachen in Einseitigkeit zu verfallen. Religion, Geographie, Weltgeschichte, Naturkunde, Mathematik, Literaturgeschichte stellen das richtige Gleichgewicht her, und werden namentlich in den reiferen Jahren wichtigste Lehrgegenstände.

Auch das Lob fällt Büdingen zu, daß Musik und die Künste des Leibes, als Spiel, Tanz, Schwimmen, Schlittschuhlaufen und Turnen, bei der wissenschaftlichen Thätigkeit nicht versäumt wurden. Die örtliche Lage des Städtchens in einem freundlichen von schönen Wäldern umschlossenen Thal und die Einfachheit der Sitten, welche in einer Stadt sich weniger leicht erhält, kam dabei noch besonders zu Statten. Diese Uebungen und Spiele waren das Mittel, welches die Schüler näher zusammenführte und ein engeres Freundschaftsband unter ihnen knüpfte als Landsmannschaften und sonstige sich abschließende Verbindungen je vermögen. Alle meine damaligen Genossen haben später das Bekenntnis abgelegt, daß ihnen eine so schöne Zeit, wie die in Büdingen zugebrachte, niemals wieder erschienen sei, und das gleiche muß ich auch von mir ausagen.

Nach bestandener Maturitätsprüfung bezog ich im Frühjahr 1849 die hiesige Ludoviciana, um mich dem Studium der Rechtswissenschaft zu widmen. Ich verweilte hier volle drei Jahre, hatte aber infolge mancherlei Zufälligkeiten leider nicht das Glück, in allen

Zweigen dieser Wissenschaft die wünschenswerte Anleitung zu erhalten⁸, und war daher genöthigt, durch angestregten Privatfleiß und auf manchen Umwegen zu meinem Ziele zu gelangen.

Im Frühjahr 1852, nach bestandnem Facultätsexamen, begann ich bei dem Großherzoglichen Hofgerichte zu Darmstadt den nach unseren Einrichtungen erforderlichen praktischen Vorbereitungsacceß, wobei ich mich nicht blos in den gerichtlichen Geschäftsgang einzuschließen suchte, sondern auch das Studium unseres partikulären Rechts, das vom gemeinen, auf der Universität gelehrt, sehr wesentlich abweicht, in Angriff nahm. Die vortreffliche Hofbibliothek bot mir nebenbei Gelegenheit, mich mit der deutschen Reichs-Historie genauer bekannt zu machen und, wieviel hierin noch zu thun übrig gelassen sei, wahrzunehmen.

Von Herbst 1852 bis Frühjahr 1854 war ich bei dem Großherzoglichen Landgerichte und Kreisamte zu Büdingen, an welchem es damals viele Arbeit gab, practisch beschäftigt. Sparsame Benützung jeder freien Stunde indeß machten ein gründliches Studium unseres gemeinen sowohl als des partikulären Staats-, Straf- und Kirchenrechts möglich. Die frühen Morgenstunden insbesondere waren v. Dangerow's Lehrbuch der Pandecten, diesem Meisterwerke in klarer und anziehender Darstellung, schlagender Argumentation und überzeugender Eregese, gewidmet, während die Fortsetzung der Forschungen in der deutschen Reichsgeschichte des Abends zur Erholung diente. Eine von dem Verfasser der Geschichte der Burg Friedberg, meinem mütterlichen Ahnen, Mader⁹, ererbte ansehnliche Bibliothek gab mir ungesuchte

⁸ Wenn Thudichum im Lebensabriß, S. 3, sagt: „Die dortige Juristenfakultät war leider ganz im Niedergang, zählte nur einen hervorragenden Lehrer, Achilles Renaud, der deutsches Privatrecht und Zivilprozeß las; Friedrich begnügte sich daher, wie andere seiner Studiengenossen, über mehrere Fächer nur aus Büchern zu lernen, hatte aber das Glück, ein Pandektenheft benützen zu können, welches ein Freund in den Vorlesungen v. Dangerows in Heidelberg nachgeschrieben hatte, woraus sich eine vollständige Übersicht über das römische Privatrecht gewinnen ließ“, so ist das sehr subjektiv und trifft einigermassen nur für die ersten Semester zu. Als Dozenten, 3. C. allerdings als Extraordinarien und Privatdozenten wirkten während seiner Studienjahre unter anderen in der gerade damals außergewöhnlich viele akademische Lehrer zählenden Fakultät neben den allerdings wohl schon verbrauchten Professoren v. Löhrl und Birnbaum die jüngeren Kräfte Renaud, Dernburg, Wippermann, Neuner, Madai, Bernhard, Jaup, Deurer. Auch Thudichums späteres Lieblingsfach, die deutsche Rechtsgeschichte, ist jedes Semester von den verschiedensten Dozenten vorgetragen worden.

⁹ Friedrich Karl Mader, dessen „Sichere Nachrichten von der kaiserlichen und des heiligen römischen Reichs Burg Friedberg und der dazu gehörigen Grafschaft und freien Gerichts zu Kaißen“, in drei Theilen 1766 bis 1774 erschienen.

Veranlassung, die juristische Literatur der vergangenen drei Jahrhunderte einer genaueren Prüfung zu unterwerfen. Doch ist das nicht in jeder Hinsicht ein Vortheil zu nennen. Namentlich in der Reichshistorie sind in den letzten Decennien (noch Göthe hatte, um sich damit bekannt zu machen, nur Datt, *De pace publica*¹⁰ vor sich!) so große Fortschritte gemacht, und so viele Urkunden publicirt worden, daß die älteren Arbeiten ziemlich werthlos erscheinen, und es verlorene Zeit ist, sich, namentlich im Anfang, damit zu befassen.

Im Herbst des Jahres 1854 unterzog ich mich der Staatsprüfung und nahm sodann geräumigen Urlaub, um auf einer größeren Universität manche Zweige der Jurisprudenz mit voller Freiheit zu cultiviren, zugleich aber auch das deutsche Vaterland, und wo möglich noch einige andere Länder und Völker einigermaßen kennen zu lernen. Meine Wahl konnte nur auf Berlin, die Stadt des großen Friederich, fallen. Nicht leicht wird man irgend wo anders so viele Anstalten zur Förderung des Wissens und der Kunst vereinigt finden wie in Berlin, der übrigen Sehenswürdigkeiten und Wunder neuerer Industrie nicht zu gedenken. Für einen Juristen, namentlich wenn er wie ich aus einem Lande des schriftlichen Processes kam, boten die öffentlichen Gerichtsverhandlungen vor dem Kammergerichte und dem Stadtgericht u. s. w. ein besonderes Interesse, während es bei der reichen Auswahl von juristischen Vorlesungen an der Universität nicht an Gelegenheit fehlte, vieles nützliche und interessante zu lernen.

Durch die gütigen Empfehlungen des Herrn Professors Ihering¹¹ war es mir vergönnt, mit einigen der bedeutendsten Gelehrten des juristischen Sachs, nämlich den Professoren Dirksen¹², Rudorff¹³ und Hefster¹⁴ in nähere Beziehung zu treten, wenn mir auch meine Zeit nur erlaubte, einige Collegia des letzteren zu frequentiren. Der

¹⁰ Johann Philipp Datt, 1654 bis 1722, 1684 Kanzleiregistraturdirektor, 1690 Konsulent in Ehlingen, 1695 Regierungs- und Konsistorialrat in Stuttgart. Sein 1698 verfaßtes Werk über den ewigen Landfrieden von 1495: *Volumen rerum Germanicarum novum sive de pace imperii publica libri V* war für die Kenntnis des mittelalterlichen deutschen Staatsrechts bis weit ins 19. Jahrhundert hinein von Bedeutung.

¹¹ Rudolf von Ihering begann 1852 seine Lehrtätigkeit in Gießen.

¹² Heinrich Eduard Dirksen, 1789 bis 1868, Professor in Königsberg und Berlin, Romanist.

¹³ Adolf August Friedrich Rudorff, 1803 bis 1873, Schüler Savignys, seit 1825 Dozent und Professor des römischen Rechts in Berlin.

¹⁴ August Wilhelm Hefster, 1796 bis 1880, erst im praktischen Justizdienst, 1823 Professor in Bonn, 1830 in Halle, 1833 in Berlin.

Dollständigkeit wegen werde ich auch der freundlichen Aufnahme, deren ich mich im Hause Sr. Excellenz des Grafen Brühl¹⁵, sowie einiger höherer Beamten und Künstler zu erfreuen hatte, hier gedenken dürfen.

Als der lange Winter endlich spät im April gewichen war, traf ich, des vielen Studierens allerdings etwas müde, Anstalten zur Fortsetzung meiner Reise. Das denkwürdige Sanssouci, die Kunstschätze zu Dresden, das durch seinen Buchhandel, seine Messen und seine Universität berühmte Leipzig, das ehrwürdige Magdeburg und die Metropole des deutschen Handels, Hamburg, zogen nach der Reihe meine Neugierde und Wißbegierde an. Auch der Norden Deutschlands, obwohl von der Natur etwas vernachlässigt, hat seine interessanten Seiten; die Großheit des Menschen tritt um so schöner hervor, wenn er entweder mit dem mächtigen Elemente in stetem Kampfe liegt, oder durch Jahrhunderte lang fortgesetzte Bemühung den unfruchtbaren Sand in fruchtbaren Waldboden, den Sumpf in Weide, die Flüsse in schiffbare Kanäle umwandelt.

In Hamburg schiffte ich mich zur directen Ueberfahrt nach London¹⁶ ein. Um ein fremdes Land und Volk kennen zu lernen, bedarf es vor allem der Bekanntschaft mit der Sprache. Diese zu erwerben, war daher vorerst meine Hauptaufgabe; doch brachte ich es bald dahin, daß ich den öffentlichen Gerichtsverhandlungen, den Debatten im Parlament, sowie den Predigten beim öffentlichen Gottesdienst mit Nutzen folgen konnte. Gelegenheit, mich mit der englischen Rechtsliteratur einigermaßen bekannt zu machen, bot mir der freie Zutritt zu den Lesesälen des Britischen Museums, in dessen unmittelbarer Nähe ich wohnte.

Da nach meinem Dafürhalten für jeden Juristen und Richter die Kenntniß der Einrichtungen nothwendig ist, auf welchen heutzutage fast ausschließlich die Sicherung gegen Verbrecher beruht, so machte ich von einer dargebotenen Gelegenheit gerne Gebrauch, das Zellengefängniß Pentonville bei London in Augenschein zu nehmen. Obwohl es sich von dem, ebenfalls von mir besuchten Mustergefängnis zu Moabit bei Berlin nicht wesentlich unterscheidet, so gewährte es doch manche neue Belehrung und bestärkte mich in meinem günstigen Vorurtheil für dieses System der Strafhaft.

¹⁵ Generalleutnant a. D., Präsident der Ordensgeneralkommission.

¹⁶ Thudichum erwähnt nicht, daß er bereits in Berlin eifrig Englisch gelernt hatte, und daß ihm in London sein Bruder Ludwig (27. August 1829 bis 3. September 1901), der in der Weltstadt Arzt war, die Wege zur Kenntnis der Riesenstadt ebnete.

Nach einem Besuche des Kriegshafens Portsmouth sowie einiger anderer interessanter Küstenpunkte trat ich im August 1855 die Rückreise nach dem Continent an. Es ist ein nicht unzweckmäßiges Herkommen, nach der ersten Weltstadt auch die zweite, Paris, zu sehen, und, da letzteres durch die Weltausstellung¹⁷ und den Besuch der Königin von England gerade zu der Zeit doppelt anziehend und merkwürdig war, so wollte ich mir die Gelegenheit, es ebenfalls kennen zu lernen, nicht entgehen lassen. Doch konnte ich nur 14 Tage darauf verwenden und kehrte darauf mit einem kurzen Umweg über Brüssel in die liebe deutsche Heimath zurück.

Provisorisch trat ich nunmehr wieder bei dem Kreisamte Büdingen ein, um die Gelegenheit zu anderer Beschäftigung abzuwarten. In dieser Zeit entstanden die zwei nationalöconomischen Aufsätze über die Nachtheile der Bodenzersplitterung und über Polizeitarren, welche in der Zeitschrift für die landwirthschaftlichen Vereine des Großherzogthums Hessen zuerst erschienen sind. Der erstere Aufsatz namentlich scheint eine allgemein gefühlte Wahrheit ausgesprochen zu haben, da bereits nach einem Jahre ein Gesetz dem seitherigen mangelhaften Zustande ein Ziel setzte. Im Mai vorigen Jahres erhielt ich Erlaubnis, bei dem hiesigen Obergerichte¹⁸ meinen Access fortsetzen zu dürfen, wodurch mir Gelegenheit gegeben war, in den Stand unseres Rechtswesens einen genaueren Einblick zu gewinnen. Mehrmonatliche Beschäftigung bei namhaften hiesigen Advocaten führte mich sodann auch in diese Branche der juristischen Thätigkeit ein, und gab mir wenigstens einmal Gelegenheit als Vertheidiger vor den Geschworenen aufzutreten.

Die niemals ganz bei Seite gelassenen Studien über deutsche Gerichtsverfassung hatten dabei stets ihren Fortgang, und die Kenntniß der Gegenwart und das Interesse an derselben erleichterten mir die richtige und allseitige Auffassung vergangener Zeiten und Einrichtungen. Doch stellten sich meinen Forschungen durch Mangel an den nothwendigen Materialien oft größere Hindernisse entgegen, als man bei der freigestellten Benützung einer längst gegründeten Bibliothek vermuthen sollte: und das war Veranlassung, daß ich in der letzten Zeit mich mehr der hessischen Rechtsgeschichte zuwandte, deren Quellen bei weitem zugänglicher sind.

Dies sind kurz die wesentlichen Momente aus einem Lebenslauf, den man im Ganzen als einen günstigen und glücklichen bezeichnen darf,

¹⁷ Vom 15. Mai bis 15. November 1855.

¹⁸ Dem Gießener Hofgericht.

und auf den ich, ohne Geringschätzung der vor mir liegenden Schwierigkeiten mit Dank gegen die Vorsehung zurückblicke.

Geschrieben Gießen 19. August 1857.

Friedrich Thudichum.

